D. II. 6.
18831

Goethe's
Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Fünf und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Fünfter Band.

COBURG

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 3 3.

Theater
und
deutſche Literatur.

Inhalt.

Theater und deutſche Literatur.

I. Theater.

	Seite
Weimariſches Theater 1802.	3
Ueber das deutſche Theater.	17
Shakſpeare und kein Ende.	38
Erſte Ausgabe des Hamlet.	58
Proſerpina.	64
Zu Schillers und Ifflands Andenken.	77
Ueber die Entſtehung des Feſtſpiels zu Ifflands Andenken.	97
Berliner Dramaturgen.	103
Ludwig Tiecks dramaturgiſche Blätter.	110
Calderons Tochter der Luft.	115
Deutſches Theater, Einzelnes.	120

II. Deutſche Literatur.

Literariſcher Sansculottismus.	125
Deutſche Sprache.	133
Zu vermeidende Redensarten.	142
Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker. 144	152
Hör=, Schreib= und Druckfehler.	156
Der Pfingſtmontag.	163
Die heiligen drey Könige.	188
Das Niebelungen Lied.	205
v. Knebels Ueberſetzung des Lucrez.	210
Gabriele, von Johanna Schopenhauer.	217
Olfried und Liſena.	223
Deutſcher Natur=Dichter.	230
Der deutſche Gil=Blas.	244
Der junge Feldjäger in franzöſiſchen und engliſchen Dienſten.	258

Seite

Des jungen Feldjägers Kriegscamerad. . . . 262
Memoiren von Robert Guillemard, verabſchiedetem Sergeanten. 267
Biographiſche Denkmale von Varnhagen v. Enſe. . 275
Varnhagen v. Enſe's Biographien deutſcher Dichter. 279
Für Freunde der Tonkunſt von Friedr. Rochlitz. . 282
Solgers nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. . 287
F. H. Jacobi's auserleſener Briefwechſel. . . . 290
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck. . 293
Juſtus Möſer. 294
Lorenz Sterne. 298
Irrthümer und Wahrheiten von Wilh. Schütz. . 300
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren. . 306
Neue Liederſammlung von Zelter. 310
Oeſtliche Roſen von Friedrich Rückert. . . . 312
Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter. . . . 314
Ueber das Fragment: die Geheimniſſe. . . . 326
Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. 332
Die drey Paria. 337
Die Hofdame, Luſtſpiel in 5 Acten. . . . 345
Briefe eines Verſtorbenen. 353
Monatsſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen. 362
Graf Eduard Raczinsky's mahleriſche Reiſe in einigen Provinzen des osmaniſchen Reichs. . . 401
Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland, von Bröndſted. 403
Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schloſſer. . . 405
Die elegiſchen Dichter der Hellenen von Dr. Weber. 408
Ferienſchriften von Carl Zell. 411
Geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. v. Raumer. . 413
Tauſend und ein Tag. 414
Neueſte deutſche Poeſie. 416
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeſchlagen. . 418
Für junge Dichter. 423
Noch ein Wort für junge Dichter. . . . 426

T h e a t e r.

Weimariſches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimariſchen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre beſteht, darf man ſich ſchmeicheln, in dieſem Zeitraume ſolche Fortſchritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimiſchen und die Aufmerkſamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unſchicklich ſeyn, bei dem Berichte deſſen, was auf demſelben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch ſo manches, was andern Theatern ſchwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewiſſen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutſchen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'ſchen Schauſpielergeſellſchaft, welche, nachdem ſie mehrere Jahre eine beſondere Zierde der obervormundſchaftlichen Hofhaltung geweſen, ſich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an

ſpielte eine Liebhabergeſellſchaft mit abwechſelndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'ſche Geſellſchaft ihre fortdauernden Vorſtellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieſer verſchiedenen Epochen zeigt einem aufmerkſamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren laſſen in ſich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geſchichte des noch beſtehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verſchiedene Perioden zerfallen. Die erſte würden wir bis auf Ifflands Ankunft, die zweyte bis zur architektoniſchen Einrichtung des Schauſpielſaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und ſo möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Ueberſicht deſſen, was in verſchiedenen Zeiten geleiſtet worden, läßt ſich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neueſten und gedenken von demſelben einige Rechenſchaft abzulegen.

Das Theater iſt eins der Geſchäfte die am wenigſten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenoſſen in jedem Augenblicke ab; was der Autor ſchreiben, der Schauſpieler ſpielen, das Publicum ſehen und hören will, dieſes iſt's was die Directionen tyranniſirt und wogegen ihnen faſt kein eigener Wille übrig bleibt. Indeſſen verſagen in dieſem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, ſobald man feſt auf denſelben beharret

und die Gelegenheit zu nutzen weiß ſie in Ausübung zu ſetzen.

Unter den Grundſätzen, welche man bei dem hieſigen Theater immer vor Augen gehabt, iſt einer der vornehmſten: der Schauſpieler müſſe ſeine Perſönlichkeit verläugnen und dergeſtalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewiſſen Rollen ſeine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit ſtand dieſer Maxime ein falſch verſtandener Converſationston, ſo wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erſcheinung Ifflands auf unſerm Theater löſ'te endlich das Räthſel. Die Weisheit, womit dieſer vortreffliche Künſtler ſeine Rollen von einander ſondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und ſich, ſowohl in's Edle als in's Gemeine und immer kunſtmäßig und ſchön, zu maskiren verſteht, war zu eminent, als daß ſie nicht hätte fruchtbar werden ſollen. Von dieſer Zeit an haben mehrere unſerer Schauſpieler, denen eine allzu entſchiedene Individualität nicht entgegenſtand, glückliche Verſuche gemacht, ſich eine Vielſeitigkeit zu geben, welche einem dramatiſchen Künſtler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimariſchen Theater nicht abließ, war die ſehr vernachläſſigte, ja, von unſern vaterländiſchen Bühnen faſt verbannte rhythmiſche Declamation wieder in Auf-

nahme zu bringen. Die Gelegenheit den architektoniſch neu eingerichteten Schauſpielſaal durch den Wallenſteiniſchen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabſäumt, ſo wie, zur Uebung einer gewiſſen gebundeneren Weiſe, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung redneriſcher Declamation, Mahomet und Tancred rhythmiſch überſetzt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bajard, gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, ſo wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyriſcher Stellen forderte, wodurch der theatraliſchen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach ſolchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts ſo weit gekommen, daß man di Mittel ſämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorſtellungen wagen zu können. Paläophron und Neoterpe machten den Anfang und der Effect dieſer, auf einem Privattheater geleiſteten Darſtellung war ſo glücklich, daß man die Aufführung der Brüder ſogleich vorzunehmen wünſchte, die aber wegen eintretender Hinderniſſe bis in den Herbſt verſchoben werden mußte.

Indeſſen hatte Mad. Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Ifflandiſche Zeit wieder erinnert. Der Geiſt, in welchem dieſe treffliche Schauſpielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und ſich für eine jede umzuſchaffen weiß, die Beſonnenheit ihres Spiels, ihre

durchaus ſchickliche und anſtändige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weiſe, wie ſie, als eine Perſon von ausgebildeter Lebensart, die Mitſpielenden durch paſſende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energiſche und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was ſie für die Kunſt gethan, war dem Weimariſchen Theater eine wünſchenswerthe Erſcheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorſtellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich-künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man Nathan den Weiſen aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzu-

bringen, ſo daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wieder erſcheinen könne.

Leſſing ſagte in ſittlich=religiöſer Hinſicht: daß er diejenige Stadt glücklich preiſe, in welcher Nathan zuerſt gegeben werde; wir aber können in dramatiſcher Rückſicht ſagen: daß wir unſerm Theater Glück wünſchen, wenn ein ſolches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieſer Lage mußte der Direction ein Schauſpiel wie Jon höchſt willkommen ſeyn. Hatte man in den Brüdern ſich dem römiſchen Luſtſpiele genähert, ſo war hier eine Annäherung an das griechiſche Trauerſpiel der Zweck. Von dem ſinnlichen Theile deſſelben konnte man ſich die beſte Wirkung verſprechen, denn in den ſechs Perſonen war die größte Mannichfaltigkeit dargeſtellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein ſtattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren beſten Jahren und eine heilige bejahrte Prieſterin. Für bedeutende, abwechſelnde Kleidung war geſorgt und das durch das ganze Stück ſich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeſchmückt. Die Geſtalt der beiden älteren Männer hatte man durch ſchickliche Masken in's Tragiſche geſteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältniſſen auftreten, ſo wechſelten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauſpieler leiſteten die ſchwere Pflicht um ſo mehr mit Bequemlichkeit, als ſie durch die Aufführung

der franzöſiſchen Trauerſpiele an ruhige Haltung und ſchickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptſituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf ſich ſchmeicheln, von dieſer Seite eine meiſt vollendete Darſtellung geliefert zu haben.

Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo läßt ſich von demſelben ohne Vorliebe ſagen, daß es ſich ſehr gut exponire, daß es lebhaft fortſchreite, daß höchſt intereſſante Situationen entſtehen und den Knoten ſchürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erſcheinung zuletzt gelöſ't wird. Uebrigens iſt das Stück für gebildete Zuſchauer, denen mythologiſche Verhältniſſe nicht fremd ſind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es ſich das pädagogiſche Verdienſt, daß es ihn veranlaßt zu Hauſe wieder einmal ein mythologiſches Lexikon zur Hand zu nehmen und ſich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt ſich unvorbereitet zum Schauſpielhauſe, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar iſt, er will ſchauen, ſtaunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen welche von ihm abhängen, ſich mehr oder weniger zu ihm herabzulaſſen und von einer Seite das Theater zu überſpannen, von der andern auf-

zulöſen. Wir haben das Glück, von unſern Zuſchauern, beſonders wenn wir den Jenaiſchen Theil wie billig mit rechnen, vorausſetzen zu dürfen, daß ſie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der erſten ſorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt ſind ſich von der zweyten beſſer unterrichten und in die Abſicht einführen zu laſſen. Bloß dadurch, daß unſere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geſchmack finden kann, ſehen wir uns in den Stand geſetzt, auf ſolche Darſtellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehreren Theatern erſcheinen, oder gedruckt werden, ſo wünſchten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß dieſen Neuen Dichter mit jenem Alten dem er gefolgt zuſammenſtellte, ſondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar ſchon mehrmals bewegt worden iſt, das aber nie genug ausgeſprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewiſſe Vortheile und Nachtheile und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünſtigte, beſchwert den andern, und was dieſen begünſtigt, ſtand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen ſind, und vielen

Dank ſoll der Kunſtrichter verdienen, der uns an dieſem Beiſpiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und ſollen.

Wären unſere Schauſpieler ſämmtlich auf kunſtmäßige Behandlung der verſchiedenen Arten dramatiſcher Dichtkunſt eingerichtet, ſo könnte der Wirrwar, der nur zufällig hier in der Reihe ſteht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darſtellung aufgeführt werden.

Gegen ſolche Stücke iſt das Publicum meiſt ungerecht, und wohl hauptſächlich deßwegen, weil der Schauſpieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfaſſer gefällt, in einer Poſſe den Menſchen unter ſich hinunter zu ziehen, ihn in ſeltſamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, ſo iſt, vorausgeſetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geſchieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur ſollte alsdann der Schauſpieler einſehen, daß er von ſeiner Seite, indem er eine ſolche Darſtellung kunſtmäßig behandelt, erſt das Stück zu vollenden und ihm eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen hat.

Es iſt möglich in einem ſolchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewiſſen, theils offenbaren, theils verſteckten Eleganz zu ſpielen, die für's Geſicht angelegten Situationen mit mahleriſcher Zweckmäßigkeit dar=

zuſtellen und dadurch das Ganze, das ſeiner Anlage nach zu ſinken ſcheint, durch die Ausführung empor zu tragen.

Sind wir ſo glücklich noch mehrere antike Luſtſpiele auf das Theater einzuführen, dringen unſere Schauſpieler noch tiefer in den Sinn des Maskenſpiels, ſo werden wir auch in dieſem Fache der Erfüllung unſerer Wünſche entgegen gehen.

Iſt die Vielſeitigkeit des Schauſpielers wünſchenswerth, ſo iſt es die Vielſeitigkeit des Publicums eben ſo ſehr. Das Theater wird, ſo wie die übrige Welt, durch herrſchende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überſtrömen und dann wieder ſeicht laſſen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weiſe, der wir lebhaft nachhängen, um ſie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater iſt das deutſche dieſem Unglücke ausgeſetzt und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr ſtrebten und verſuchten, als errangen und erreichten. Unſere Literatur hatte, Gott ſey Dank, noch kein goldenes Zeitalter und wie das übrige ſo iſt unſer Theater noch erſt im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und ſehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben ſind. Wer darauf denken dürfte dieſem Unweſen nach und nach zu ſteuern, eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium auf-

zuſtellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweiſe des Publicums das er vor ſich hat zur Vielſeitigkeit zu bilden. Dieſe beſteht hauptſächlich darin, daß der Zuſchauer einſehen lerne, nicht eben jedes Stück ſey wie ein Rock anzuſehen, der dem Zuſchauer völlig nach ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen auf den Leib gepaßt werden müſſe. Man ſollte nicht gerade immer ſich und ſein nächſtes Geiſtes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte ſich vielmehr öfters wie einen Reiſenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu ſeiner Belehrung und Ergötzung beſucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hauſe ſeiner Individualität anzupaſſen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unſern Zuſchauern eine ſolche Reiſe zumutheten, war Turandot nach Gozzi metriſch bearbeitet.

Wir wünſchen, daß jener Freund unſers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802, Nr. 7 die Vorſtellung des Jon mit ſo viel Einſicht als Billigkeit recenſirt, eine gleiche Mühe in Abſicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unſerer Bühne als Darſtellung geleiſtet wird, wünſchten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl ſelbſt unſere Gedanken äußern.

Der Deutſche iſt überhaupt ernſthafter Natur, und ſein Ernſt zeigt ſich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede iſt, beſonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewiſſe einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar iſt er durch eine gewiſſe Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Triſten zu ſehen; allein beides iſt alsdann nicht auf ſeinen höchſten Gipfel geführt, ſondern zeigt ſich mehr als eine Art von Amalgam. Auch iſt der Zuſchauer immer verdrießlich, wenn Luſtiges und Trauriges, ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, ſo wünſchen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein geſonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunſt nur auf dieſe Weiſe gefördert werden kann; allein wir finden auch ſolche Stücke höchſt nöthig, durch welche der Zuſchauer erinnert wird, daß das ganze theatraliſche Weſen nur ein Spiel ſey, über das er, wenn es ihm äſthetiſch, ja moraliſch nutzen ſoll, erhoben ſtehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein ſolches Stück ſchätzen wir Turandot. Hier iſt das Abenteuerliche verſchlungener menſchlicher Schickſale der Grund auf dem die Handlung vorgeht. Umgeſtürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, ſonſt Prinzeſſinnen, führt eine erzählende Expoſition vor unſerm Geiſt vorüber, und die auch hier

am Orte, im phantaſtiſchen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen geſtellt. Was wir aber ſodann erblicken, iſt ein in Frieden herrſchender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiſer, eine Prinzeſſin, eiferſüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail-Räthſel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen ſich ein gutmüthiger Prinz auf's neue ausſetzt, nachdem er ihnen ſchon glücklich entkommen war. Nun ſoll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man verſucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetiſchen, theatraliſch auffallenden Scenen; man verſucht die Liſt und nun wird die Macht der Ueberredung ſtufenweiſe aufgeboten.

Zwiſchen alle dieſe Zuſtände iſt das Heitere, das Luſtige, das Neckiſche ausgeſäet und eine ſo bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es ſteht zu erwarten wie dieſes Stück in Deutſchland aufgenommen werden kann. Es iſt freilich urſprünglich für ein geiſtreiches Publicum geſchrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweyte Repräſentation beſſer als die erſte gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in ſeinem vollen Glanz erſcheinen, ſo würde es gewiß eine ſchöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutſchen Natur ſchläft. So haben wir die angenehme Wirkung ſchon erfahren, daß unſer

Publicum ſich beſchäftigt ſelbſt Räthſel auszudenken, und wir werden wahrſcheinlich bei jeder Vorſtellung künftig im Fall ſeyn, die Prinzeſſin mit neuen Aufgaben gerüſtet, erſcheinen zu laſſen.

Sollte es möglich ſeyn, den vier Masken, wo nicht ihre urſprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigſtens etwas Aehnliches an die Stelle zu ſetzen, ſo würde ſchon viel gewonnen ſeyn. Doch von allem dieſem künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünſchen, daß wir die Brüder und Jon immer ſo wie die erſtenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter ſehen mögen.

Ueber das deutſche Theater.

Zu einer Zeit, wo das deutſche Theater als eine der ſchönſten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beſchränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächſ't, beeifern ſich wohldenkende Directoren nicht allein einer einzelnen Anſtalt im Stillen ernſtlich vorzuſtehen, ſondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauſpieler, Direction und Publicum werden ſich immer mehr untereinander verſtändigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergeſſen was die Vorfahren geleiſtet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann ſich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachſtehendes eine günſtige Aufnahme erfahren und ſo des Verfaſſers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorſatz Schillers
und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunſt der Geſellſchaft, die Neigung der Freunde

bewogen ward, ſeinen Jenaiſchen Aufenthalt mit dem Weimariſchen zu vertauſchen, und der Eingezogenheit zu entſagen der er ſich bisher ausſchließlich gewidmet hatte; da war ihm beſonders die Weimariſche Bühne vor Augen und er beſchloß, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellungen derſelben ſcharf und entſchieden zu richten.

Und einer ſolchen Schranke bedurfte der Dichter; ſein außerordentlicher Geiſt ſuchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, ſeine Einbildungskraft, ſeine dichteriſche Thätigkeit, führten ihn in's Weite und Breite, und ſo leidenſchaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung ſeinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn dieſe Eigenſchaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren ſeine Freunde Zeugen geweſen, mit welcher Anhaltſamkeit und entſchiedener Richtung er ſich mit Wallenſtein beſchäftigte. Dieſer vor ſeinem Genie ſich immer mehr ausdehnende Gegenſtand ward von ihm auf die mannichfaltigſte Weiſe aufgeſtellt, verknüpft, ausgeführt, bis er ſich zuletzt genöthigt ſah, das Stück in drey Theile zu theilen, wie es darauf erſchien; und ſelbſt nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallenſteins auf allen Bühnen und öfter, das

Lager und die Piccolomini nicht überall und ſeltner gegeben wurden.

Don Carlos war ſchon früher für die Bühne zuſammengezogen, und wer dieſes Stück, wie es jetzt noch geſpielt wird, zuſammenhält mit der erſten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen ſeiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bei einer ſpätern Redaction ſeiner Arbeiten zum theatraliſchen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth beſaß, ſtreng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier ſollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewiſſen Zeitraume vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er ſich nie in den Raum von drey Stunden einſchließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen ſchweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorſtellung, die beſonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müſſen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, ſie einem mehr geläuterten Geſchmack, zu welchem er ſich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit ſich ſelbſt in langen ſchlafloſen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umſtändlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geſchwindſchreiber aufbewahrt, ſo würde man ein merkwürdiges Beiſpiel pro-

ductiver Kritik beſitzen. Um deſto angenehmer wird Einſichtigen die Selbſtunterhaltung Schillers über den projectirten und angefangenen Demetrius entgegen kommen, welches ſchöne Document prüfenden Erſchaffens uns im Gefolg ſeiner Werke aufbewahrt iſt. Jene oben benannten drey Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige ſich zu innig mit Gehalt und Form verwachſen befand, und man ſie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und ſo entwarf er einen Plan, wie dem deutſchen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleiſtet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt ſolcher Werke ſollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geiſt der Gegenwart gemäß wäre. Aus dieſen Betrachtungen entſtand in ihm der Vorſatz, Ausruheſtunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Geſellſchaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende

Stücke bearbeitet, und ein Deutſches Theater herausgegeben würde, ſowohl für den Leſer, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite ſollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutſchlands, die dadurch in den Stand geſetzt würden, den oft leichten Erzeugniſſen des Tags einen feſten alterthümlichen Grund ohne große Anſtrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutſche Theater auf ächt deutſchen Boden gegründet werden möge, war Schillers Abſicht, zuerſt die Herrmanns Schlacht von Klopſtock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte ſchon bei dem erſten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt ſehr liberal, aber zugleich frei und ſtreng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller ſeiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurück gelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Beſtimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Leſſings Arbeiten hatte Schiller ein ganz beſonderes Verhältniß; er liebte ſie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde dieſe Tragödie ſowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte ſich darauf zu Nathan dem Weiſen, und nach ſeiner Redaction, wobei er die Kunſtfreunde gern einwirken ließ, erſcheint das Stück noch gegenwärtig und wird ſich lange erhal-

ten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargeſtellt, das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei ſeiner Redaction grauſam verfahren, davon überzeugt man ſich bei Vergleichung nachſtehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke ſelbſt. Die perſönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unſer Publicum ungern, und doch iſt in Schillers Arbeit eine ſolche Conſequenz, daß man nicht gewagt hat ſie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältniſſe in die gegenwärtige Form ſich einſchleichen würden.

Egmont.

Erſter Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbruſtſchießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmonts Leuten durch den beſten Schuß ſich zum Schützenkönige erhebt, ſeine Geſundheit, ſo wie die Geſundheiten der Herrſchaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegen-

heiten zur Sprache, nebſt den Charakteren der höchſten und hohen Perſonen. Die Geſinnungen des Volks offenbaren ſich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entſtandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen geſellt ſich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entſtehen Zwieſpalt und Händel; Egmont tritt auf, beſänftigt die Männer, und bedroht den Rabuliſten. Er zeigt ſich als beliebter und geehrter Fürſt.

Zweyter Aufzug.

Egmont und ſein Geheimſchreiber, bei deſſen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden ſich offenbart. Hierauf ſucht Oranien ſeinem Freunde Vorſicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorſtehenden, der Rabuliſt weiſſagt Egmonts Schickſal, die ſpaniſche Wache tritt auf, das Volk ſtiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beſchäftigt. Sie ſucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort in Freud' und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; dieſer tritt ein, und nun iſt nichts anderes als Liebe und Luſt.

Vierter Aufzug.

Palaſt. Alba's Charakter entwickelt ſich in ſeinen Maßregeln. Ferdinand, deſſen natürlicher Sohn, den die Perſönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er ſich an Grauſamkeiten gewöhne, beordert, dieſen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Geſpräch, jener offen, dieſer zurückhaltend, und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen. Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts aufregen, ſie entfernen ſich furchtſam; Brackenburg mit Klärchen allein, verſucht ſie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt ſich; die Lampe verliſcht, Klärchens Verſcheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, ſeinem jungen Freunde. Egmont allein, entſchläft. Erſcheinung Klärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichſam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erſcheinung Klärchens ſind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor

dafür; nach dem Wunſche des hieſigen Publicums darf ſie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologiſch, ſondern nach andern Rückſichten verfahren, und vorzüglich Verfaſſer und Redacteur im Auge behalten, ſo wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erſcheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an ſich ſelbſt ſchon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, ſo ließ er es in allen ſeinen Theilen beſtehen, verkürzte nur hie und da den Dialog, beſonders wo er aus dem Dramatiſchen in's Idylliſche und Elegiſche überzugehen ſchien. Denn wie in einem Stück zu viel geſchehen kann, ſo kann auch darin zu viel Empfundenes ausgeſprochen werden. Und ſo ließ ſich Schiller durch ſo manche angenehme Stelle nicht verführen, ſondern ſtrich ſie weg. Sehr gut beſetzt, ward das Stück den 15 Januar 1806 zum erſtenmal gegeben, und ſodann wiederholt; allein bei aufmerkſamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unſern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet ſind, das Verhältniß eines Mannes zu zwey Frauen, beſonders wie es hier zur Erſcheinung kommt, nicht zu vermitteln ſey, und ſich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Verſuch der verſtändigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragiſche Wendung

und endigte auf eine Weiſe, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig iſt das Stück ganz vollkommen beſetzt, ſo daß nichts zu wünſchen übrig bleibt, und erhielt daher das Letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine ſolche allgemeine Verſicherung Schaubühnen, welche dieſes Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen ſeyn, deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden= und erſte Liebhaber=Rollen zu ſpielen berufen iſt, gern übernehmen, und die leidenſchaftliche Verlegenheit in die er ſich geſetzt ſieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken ſuchen.

Die Beſetzung der Frauenzimmerrollen iſt ſchon ſchwieriger: es ſind deren fünf, von abgeſtuften, ſorgfältig unterſchiedenen Charakteren. Die Schauſpielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerſtörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthuſiasmus nicht allein darſtellen, ſie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit ſich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich ſchwach und gedrückt Scheinende bald hinter ſich laſſen, und als eine freie Gemüths= und Verſtands=Heldin vor uns im größten Glanz erſcheinen.

Lucie ſoll einen Charakter vorſtellen, der ſich in

einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck der auf ſie eindringt nicht empfindet, ja abſtößt. Keine Spur von Naſeweisheit oder Dünkel darf erſcheinen.

Die Poſtmeiſterin iſt keine zänkiſche Alte; ſie iſt eine junge, heitere, thätige Witwe, die nur wieder heirathen möchte, um beſſer gehorcht zu ſeyn.

Aennchen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſes ein kleines Kind ſey; in dem Munde eines ſolchen, wenn es deutlich ſpricht, nimmt ſich die Entſchiedenheit deſſen was es zu ſagen hat ſehr gut aus. Kann man dieſe Figuren dergeſtalt abſtufen, ſo wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erſte Act, der das äußere Leben vorſtellt, muß außerordentlich gut eingelernt ſeyn, und ſelbſt die unbedeutendſten Handlungen ſollen ein gewiſſes äſthetiſches Geſchick verrathen; wie denn auch das zweymal ertönende Poſthorn kunſtmäßig eine angenehme Wirkung thun ſollte.

So iſt denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu beſetzen, ſondern ein vorzüglicher Schauſpieler, der die Rolle der ernſt zärtlichen Alten ſpielt, zu dieſem Liebesdienſt einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componiſt hat, der alle ſeine Wünſche und Abſichten mit tauſend Worten und Zeichen in die Partitur einſchließen und ſie jedem Kunſtausübenden verſtändlich

machen kann, ſo wird man dem dramatiſchen Dichter auch verzeihen, wenn er das was er zum Gelingen ſeiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien an's Herz zu legen trachtet.

*

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als dieſe kleine Production 40 Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet ſich eine gewandte Schauſpielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, ſo iſt das Stück geborgen und wird gern geſehen. Eine unſrer heitern und angenehmen Schauſpielerinnen, die ſich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geiſtreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieſer Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern geſehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Unterſucht man genau, warum gewiſſe Stücke, denen einiges Verdienſt nicht abzuſprechen iſt, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn ſie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verſchwinden, ſo findet ſich, daß die Urſache weder am Stücke, noch am Publicum liege, ſondern daß die erforderliche Perſönlichkeit des Schauſpielers fehlt. Es iſt daher ſehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz

bei Seite legt, oder ſie aus dem Repertorium wegſtreicht. Man behalte ſie beſtändig im Auge, ſollte man ſie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß ſie wieder vollkommen zu beſetzen ſind, ſo wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutſche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerin, mit einem ächten, unſrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erſchiene; geſchwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina, und andere Heldinnen, die man ſich koloſſal denken mag, aus dem Grabe auferſtehen, andere Rollen daneben würden umgeſchaffen werden. Man denke ſich eine ſolche Figur als Orſina, und Emilie Galotti iſt ein ganz andres Stück; der Prinz iſt entſchuldigt, ſobald man anerkennt, daß ihm eine ſolche gewaltſame herriſche Figur zur Laſt fallen müſſe.

Wir wenden uns nun zu den Mitſchuldigen. Daß dieſes Stück einiges theatraliſche Verdienſt habe, läßt ſich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutſchen Schauſpielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erſchienen, in Proſa überſetzt, auf's Theater gebracht worden, wo es ſich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbeſtandtheil, das Sylbenmaß und der Reim fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauſpielern geläufiger ward, konnte man auch dieſen Verſuch wagen. Man nahm dem Stück

einige Härten, erneuerte das Veraltete, und ſo erhält es ſich noch immer bei vortheilhafter Beſetzung. Es kam ſogleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorſtellungen beiräthig, aber erlebte nicht, daß wir im September deſſelben Jahres mit dem Räthſel auftraten, welches viel Glück machte, deſſen Verfaſſer aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortſetzung herausgab, welche Stücke ſich ſämmtlich einander halten und tragen.

Man verſäume ja nicht auf dem deutſchen Theater, wo es ohnehin ſehr bunt ausſieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu ſtellen, um wenigſtens den verſchiedenen Abtheilungen dramatiſcher Erzeugniſſe eine gewiſſe Breite zu geben.

*

Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung ſchon 1802 auf die Weimariſche Bühne. Taſſo, nach langer ſtiller Vorbereitung, erſt 1807. Beide Stücke erhalten ſich, durch die höchſt vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauſpieler und Schauſpielerinnen.

*

Wir ſprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erſtenmal auf dem Theater erſchienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller dieſe neue Bearbeitung ſelbſt nicht übernehmen wollte, ſo wirkte er doch

dabei treulich mit und wußte durch ſeine kühnen Entſchließungen dem Verfaſſer manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom erſten Anfange bis zur Vorſtellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, ſo möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundſätze, nach welchen auch dieſe Redaction bewirkt worden, im Allgemeinen anzudeuten ſeyn.

Erſter Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergiſche Knechte in der Herberge verhöhnt worden, erfährt man die Feindſeligkeiten, in welchen Götz mit dem Biſchof begriffen iſt. Einige dieſem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu, und erfahren, daß Weislingen, des Biſchofs rechte Hand, ſich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erſcheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt ſich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt ſich durch ein Heiligenbild beſchwichtigen.

Auf Jaxthauſen, Götzens Burg, finden wir deſſen Frau, Schweſter und Sohn. Jene zeigt ſich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen ſey gefangen,

und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen ſich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geſchichten, wird Weislingen gerührt. Marie und Karl treten ein, das Kind lädt zu Tiſche, Marie zur Freundſchaft; die Ritter geben ſich die Hände, Marie ſteht zwiſchen ihnen.

Zweyter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat ſich geknüpft, Götz und Eliſabeth erſcheinen, man beſchäftigt ſich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt ſich glücklich in ſeinen neuen Verhältniſſen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, ſo wie ein neues Phantaſiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenſchaft für dieſe Dame iſt nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde ſeinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbiz kommt und ſtellt ſich der wackern Hausfrau Eliſabeth als einen luſtig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Meſſe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; ſie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen ſich umgekehrt habe. Götz will ſeinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten ausüben, gibt aber gerührt ein Schmuck-

käſt-

käſtchen zurück, welches ein Bräutigam ſeiner Braut bringen will: denn Götz bedenkt traurig, daß er ſeiner Schweſter den Verluſt des Bräutigams ankündigen müſſe.

Dritter Aufzug.

Zwey Kaufleute erſcheinen im Luſtgarten zu Augsburg. Maximilian verdrießlich, weiſ't ſie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bedient ſich der Gelegenheit, den Kaiſer gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt ſich das Verhältniß zwiſchen Weislingen und ſeiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünſtigen. Die wachſende Leidenſchaft des Edelknaben zu ihr, die buhleriſchen Künſte ihn anzulocken, ſprechen ſich aus. Wir werden nach Jaxthauſen verſetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbiz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt ſey. Man greift zu den Waffen. Lerſe kündigt ſich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt, weite Ausſicht, verfallene Warte, Burg und Felſen. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt ſich und knüpft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann des Executionstrupps kommt an, gibt ſeine Befehle, macht ſich's bequem. Die Zigeuner ſchmeicheln ihm.

Georg überfällt die Höhe, Selbiz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerſe befreit, von Götz beſucht.

Vierter Aufzug.

Jarthauſen. Marie und Sickingen, dazu der ſiegreiche Götz; er muß befürchten ſich eingeſchloſſen zu ſehen; Marie und Sickingen werden getraut, und müſſen von der Burg ſcheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientiſch; Lerſe bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Maskenzug Adelheidens. Es läßt ſich bemerken, daß es bei dieſem Feſt auf den Erzherzog abgeſehen ſey; den eiferſüchtigen Franz weiß ſie zu beſchwichtigen, und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daſelbſt, Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn; die bekannten Scenen ſind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anſtande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird ſchmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über ſeine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt ſogar heran. Max Stumpf, den ſie ſich zum Führer mitgeſchleppt haben, weiß ſich

loszuſagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, gibt nach; erklärt ſich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht ſeinen Bann. Die Bauern entzweyen ſich, und der Teufel iſt los.

Weislingen erſcheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden, und ſich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu ſeiner Gemahlin ſteht er im ſchlimmſten Verhältniſſe; Franzens entſchiedene Leidenſchaft zu ihr offenbart ſich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage mit Aufrührern verbunden zu ſeyn. Das heimliche Gericht kündigt ſich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt ſich von dem beglückten Knaben, nachdem ſie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Geſpenſt nimmt bald ſeinen Platz ein, und eine wirkſame Scene erfolgt. Aus dieſen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten verſetzt; Marie ſchläft in einer Blumenlaube; Lerſe tritt zu ihr, und bewegt ſie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, ſodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird ver-

nichtet, und wir finden den ſcheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, ſammelte das Darzuſtellende in größere Maſſen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergeſtalt. Warum es aber auch in dieſer Form ſich auf der deutſchen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man ſich in der Folge zu verſtändigen ſuchen; ſo wie man nicht abgeneigt iſt, von der Aufnahme der Theaterſtücke mehrerer deutſchen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenſchaft zu geben.

Sollten jedoch dieſe Aeußerungen eine günſtige Aufnahme finden, ſo iſt man Willens, zuerſt über die Einführung ausländiſcher Stücke, wie ſie auf dem Weimariſchen Theater ſtattgefunden, ſich zu erklären. Dergleichen ſind griechiſche und gräciſirende, franzöſiſche, engliſche, italiäniſche und ſpaniſche Stücke; ferner Terenziſche und Plautiniſche Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigſten wäre vielleicht ſich über Shakſpeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutſche Theater

bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröderſchen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen müſſe; jeder hat ſeine Rechte, und keiner darf ſie dem andern verkümmern.

Shakſpeare und kein Ende.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dieß die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dießmal will ich Shakſpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt; ſodann verglichen mit den Alten und den Neueſten; und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem was ſchon geſagt iſt dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſey alſo von jenem erſten Punkt zuvörderſt die Rede.

I.

Shakſpeare als Dichter überhaupt.

Das Höchſte wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Bewußtſeyn eigner Geſinnungen und Gedanken, das

Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemüthsarten zu durchſchauen. Nun gibt es Menſchen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu praktiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fähigkeit, der Welt und den Geſchäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren, irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem höhern, geiſtigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt ſo gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der ſein inneres Anſchauen ausſprach, den Leſer in höherm Grade mit in das Bewußtſeyn der Welt verſetzt. Sie wird für uns völlig durchſichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Laſters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieſes alles, ja noch mehr, durch die einfachſten Mittel. Fragen wir aber nach dieſen Mitteln, ſo ſcheint es, als arbeite er für unſre Augen; aber wir ſind getäuſcht. Shakſpeare's Werke ſind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären ſuchen.

Das Auge mag wohl der klarſte Sinn genannt werden, durch den die leichteſte Ueberlieferung möglich iſt. Aber der innere Sinn iſt noch klärer, und zu ihm gelangt die höchſte und ſchnellſte Ueberlieferung durch's Wort;

denn dieſes iſt eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durch's Auge auffaſſen, an und für ſich fremd und keineswegs ſo tiefwirkend vor uns ſteht. Shakſpeare nun ſpricht durchaus an unſern innern Sinn: durch dieſen belebt ſich ſogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und ſo entſpringt eine vollſtändige Wirkung, von der wir uns keine Rechenſchaft zu geben wiſſen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuſchung, als begebe ſich alles vor unſern Augen. Betrachtet man aber die Shakſpeare'ſchen Stücke genau, ſo enthalten ſie viel weniger ſinnliche That, als geiſtiges Wort. Er läßt geſchehen, was ſich leicht imaginiren läßt, ja, was beſſer imaginirt als geſehen wird. Hamlets Geiſt, Macbeths Hexen, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwiſchenſcenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge gehn bei'm Leſen leicht und gehörig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtörend, ja widerlich erſcheinen.

Durch's lebendige Wort wirkt Shakſpeare, und dieß läßt ſich bei'm Vorleſen am beſten überliefern: der Hörer wird nicht zerſtreut, weder durch ſchickliche noch unſchickliche Darſtellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als ſich mit geſchloſſenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakſpeare'ſches Stück nicht declamiren, ſondern recitiren zu laſſen. Man folgt dem ſchlichten Faden, an dem er die Ereig-

niſſe abſpinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewiſſe Geſtalten, aber eigentlich ſollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier ſcheinen alle Mitſpielenden ſich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laſſen. Dazu conſpiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgeſtalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte ſäuſelt, was in Momenten ungeheurer Ereigniſſe ſich in dem Herzen der Menſchen verbirgt, wird ausgeſprochen; was ein Gemüth ängſtlich verſchließt und verſteckt wird hier frei und flüſſig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wiſſen nicht wie.

Shakſpeare geſellt ſich zum Weltgeiſt; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden iſt nichts verborgen; aber wenn des Weltgeiſts Geſchäft iſt, Geheimniſſe vor, ja oft nach der That zu bewahren, ſo iſt es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verſchwätzen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der laſterhafte Mächtige, der wohldenkende Beſchränkte, der leidenſchaftlich Hingeriſſene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrſcheinlichkeit; jederman iſt redſam und redſelig. Genug, das Geheimniß muß heraus und ſollten es die Steine verkünden. Selbſt das Unbelebte

drängt ſich hinzu, alles Untergeordnete ſpricht mit, die Elemente, Himmel=, Erd= und Meer=Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft ſcheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civiliſirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künſte und Wiſſenſchaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht ſeine Gaben dar. Shakſpeare's Dichtungen ſind ein großer belebter Jahrmarkt, und dieſen Reichthum hat er ſeinem Vaterlande zu danken.

Ueberall iſt England, das meerumfloſſene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleich geſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtume mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menſchen=Coſtume, und hier gleichen ſich Alle. Man ſagt, er habe die Römer vortrefflich dargeſtellt; ich finde es nicht; es ſind lauter eingefleiſchte Engländer, aber freilich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römiſche Toga. Hat man ſich einmal hierauf eingerichtet, ſo findet man ſeine Anachronismen höchſt lobenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Coſtume verſtößt, das iſt es, was ſeine Werke ſo lebendig macht.

Und ſo ſey es genug an dieſen wenigen Worten, wodurch Shakſpeare's Verdienſt keineswegs erſchöpft iſt. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzuſetzen haben. Doch ſtehe noch eine Bemerkung hier: ſchwerlich wird man einen Dichter finden, deſſen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirkſam iſt, wie an den ſeinigen ſich nachweiſen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmaſſe den Vorzug der Beſſern nicht anerkennen will. Im Cäſar bezieht ſich alles auf den Begriff, daß die Beſſern den oberſten Platz nicht wollen eingenommen ſehen, weil ſie irrig wähnen, in Geſammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra ſpricht mit tauſend Zungen, daß Genuß und That unverträglich ſey. Und ſo würde man bei weiterer Unterſuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakſpeare, verglichen mit den Alten und Neueſten.

Das Intereſſe, welches Shakſpeare's großen Geiſt belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrſagung und Wahnſinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Geſpenſter, Unholde und Zauberer ein magiſches Element bilden, das zur rechten

Zeit ſeine Dichtungen durchſchwebt, ſo ſind doch jene Truggeſtalten keineswegs Hauptingredienzien ſeiner Werke, ſondern die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſe, worauf ſie ruhen; deßhalb uns alles was ſich von ihm herſchreibt, ſo ächt und kernhaft erſcheint. Man hat daher ſchon eingeſehen, daß er nicht ſowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantiſche genannt hat, ſondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da ſein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zarteſten Seite, ja nur mit der äußerſten Spitze an die Sehnſucht gränzt.

Deß ungeachtet aber iſt er, näher betrachtet, ein entſchieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beſeitigen iſt, ſondern dem innerſten tiefſten Sinne nach.

Zuvörderſt aber verwahre ich mich und ſage, daß keineswegs meine Abſicht ſey, nachfolgende Terminologie als erſchöpfend und abſchließend zu gebrauchen; vielmehr ſoll es nur ein Verſuch ſeyn, zu andern, uns ſchon bekannten Gegenſätzen, nicht ſowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er ſchon in jenen enthalten ſey, anzudeuten. Dieſe Gegenſätze ſind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidniſch.	Chriſtlich.

Heldenhaft.	Romantiſch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, ſo wie die meiſten, welchen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, entſpringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältniſſen zwiſchen Sollen und Wollen, ſodann aber zwiſchen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und dieſe ſind es, die ihn auf ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſetzen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelöſet werden kann, entſpringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchſte Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöſ't, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherrſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniß zwiſchen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf, und verſuche, ob ſich etwas damit leiſten laſſe. Vorherrſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müſſen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Men-

ſchen auferlegt, das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermögen des Vollbringens getröſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele; auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſtſpiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenſpielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; bei'm Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaſſen; ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laſſen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den größten Vortheil ziehen, und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geſchärft und beſchleunigt wird. Hier iſt der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erſcheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen iſt deſpotiſch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadt-Geſetz, oder der Natur, wie die Geſetze des Werdens, Wachſens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem dieſem ſchaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt ſey. Das Wollen hingegen iſt frei, ſcheint frei und begünſtigt den Einzelnen. Daher iſt das Wollen ſchmeichleriſch und mußte ſich der Menſchen bemächtigen, ſobald ſie es kennen lernten. Es iſt der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengeſetzten, und hier liegt der Grund, warum unſre Kunſt, ſo wie unſre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und ſtark, durch das Wollen ſchwach und klein. Auf dem letzten Wege iſt das ſogenannte Drama entſtanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöſ'te; aber eben weil dieſes unſrer Schwachheit zu Hülfe kommt, ſo fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröſtet werden.

Wende ich mich nun, nach dieſen Vorbetrachtungen, zu Shakſpeare, ſo muß der Wunſch entſpringen, daß meine Leſer ſelbſt Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakſpeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überſchwängliche Weiſe verbindet. Wollen und Sollen ſuchen ſich durchaus in ſeinen Stücken in's Gleichgewicht zu ſetzen; beide bekämpfen ſich mit Gewalt, doch immer ſo, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erſte große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite des Charakters betrachtet, ſoll; ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber will ſie. Sie iſt unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Conflict, und dieſen läßt Shakſpeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaſſungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen; ſie wiederholt ſich aber bei Shakſpeare; denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, ſein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar im Coriolan läßt ſich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte

eines

eines Individuums hinausgeht, iſt modern. Daß es aber Shakſpeare nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaſſung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert ſich dem Antiken. Denn alle Helden des dichteriſchen Alterthums wollen nur das, was Menſchen möglich iſt, und daher entſpringt das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch ſteht ihr Sollen immer zu ſchroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die, mehr oder weniger, oder völlig, alle Freiheit ausſchließt, verträgt ſich nicht mehr mit unſern Geſinnungen; dieſen hat jedoch Shakſpeare auf ſeinem Wege ſich genähert, denn indem er das Nothwendige ſittlich macht, ſo verknüpft er die alte und neue Welt zu unſerm freudigen Erſtaunen. Ließe ſich etwas von ihm lernen, ſo wäre hier der Punkt, den wir in ſeiner Schule ſtudiren müßten. Anſtatt unſere Romantik, die nicht zu ſchelten noch zu verwerfen ſeyn mag, über die Gebühr ausſchließlich zu erheben und ihr einſeitig nachzuhängen, wodurch ihre ſtarke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, ſollten wir ſuchen, jenen großen unvereinbar ſcheinenden Gegenſatz um ſo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meiſter, den wir ſo höchlich ſchätzen, und oft ohne zu wiſſen warum, über alles präconiſiren, das Wunder wirklich ſchon geleiſtet hat.

Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, proteſtantiſchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang ſchwieg, ſo daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakſpeare, die Freiheit blieb, ſein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorſtehendes ward im Sommer 1813 geſchrieben, und man will daran nicht markten noch mäckeln, ſondern nur an das oben Geſagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Verſuch ſey, um zu zeigen, wie die verſchiedenen poetiſchen Geiſter jenen ungeheuren und unter ſo viel Geſtalten hervortretenden Gegenſatz auf ihre Weiſe zu vereinigen und aufzulöſen geſucht. Mehreres zu ſagen, wäre um ſo überflüſſiger, als man ſeit gedachter Zeit auf dieſe Frage von allen Seiten aufmerkſam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchſt ſchätzbarer Abhandlung über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus und deren fürtreffliche Recenſion in den Ergänzungsblättern der Jenaiſchen Literatur-Zeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher ſich unmittelbar auf das deutſche Theater bezieht, und auf

jenen Vorſatz, welchen Schiller gefaßt, daſſelbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakſpeare als Theaterdichter.

Wenn Kunſtliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, ſo ergötzen ſie ſich am Ganzen und durchdringen ſich von der Einheit, die ihm der Künſtler geben können. Wer hingegen theoretiſch über ſolche Arbeiten ſprechen, etwas von ihnen behaupten und alſo lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Dieſe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakſpeare erſt als Dichter überhaupt betrachteten und ſodann mit den Alten und den Neueſten verglichen. Nun aber gedenken wir unſern Vorſatz dadurch abzuſchließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakſpeare's Name und Verdienſt gehören in die Geſchichte der Poeſie; aber es iſt eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und ſpäterer Zeiten, ſein ganzes Verdienſt in der Geſchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von ſeinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematiſch iſt. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geſchieht auf die vortrefflichſte Weiſe. So gehört Shakſpeare nothwendig in die Geſchichte der Poeſie; in der Geſchichte des

Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, ſo muß man hier die Bedingungen erwägen in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zuſammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterſtück laſſen ſich ſondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Geſpräch in geſchloſſener Geſellſchaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Geſpräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterſtück, alles dreyes zuſammen, inſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und perſönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakſpeare's Werke ſind in dieſem Sinne am meiſten dramatiſch; durch ſeine Behandlungsart: das innerſte Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leſer; die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſich's bequem und man läßt ſich's, geiſtig genommen, mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localität zu Localität; unſere Einbildungskraft erſetzt alle Zwiſchenhandlungen die er ausläßt; ja wir wiſſen ihm Dank, daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungs-

kraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten,“ ſind wir bekannter als mit der Welt ſelbſt, und wir mögen das Wunderlichſte leſen und hören, ſo meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſäete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches auseinander gehalten werden. Shakſpeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpeare's großes Verdienſt anerkennen, nur läugnen wir dabei und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er

alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er ſich oft ſogar wörtlich hält. Nicht ſo gewiſſenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerſtört er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwey komiſchen Figuren Mercutio und die Amme, wahrſcheinlich von zwey beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, ſo bemerkt man, daß dieſe beiden Figuren und was an ſie gränzt, nur als poſſenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bei unſerer folgerechten, Uebereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich ſeyn müſſen.

Am merkwürdigſten erſcheint jedoch Shakſpeare wenn er ſchon vorhandene Stücke redigirt und zuſammenſchneidet. Bei König Johann und Lear können wir dieſe Vergleichung anſtellen, denn die ältern Stücke ſind noch übrig. Aber auch in dieſen Fällen iſt er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Laſſet uns denn aber zum Schluß zur Auflöſung des Räthſels ſchreiten. Die Unvollkommenheit der engliſchen Bretterbühne iſt uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen geſtellt. Es iſt keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbeſſerung der Maſchinerie, der perſpectiviſchen Kunſt und der Garderobe hineingewachſen ſind, und von wo man uns

wohl ſchwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüſte wo man wenig ſah, wo alles nur bedeutete, wo ſich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewiſſen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr iſt. Wer will ſich nun gegenwärtig ſo etwas zumuthen laſſen? Unter ſolchen Umſtänden waren Shakſpeare's Stücke höchſt intereſſante Mährchen, nur von mehreren Perſonen erzählt, die ſich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteriſtiſch maskirt hatten, ſich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuſchauer jedoch überließen, ſich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläſte zu imaginiren.

Wodurch erwarb ſich denn Schröder das große Verdienſt Shakſpeare's Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt ſich ganz allein an's Wirkſame, alles andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit, zu ſtören ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaſſung der erſten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte

Schröder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakſpeare redigirt, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegerſohn, aus romantiſcher Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpeare's hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer auf's neue Vergnügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen, daß man Shakſpeare auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müſſe und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten. Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Ueberſetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorſtellung von Shakſpeare kein Jota zurückbleiben dürfe, ſo ſinnlos ſie iſt, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieſer Meinung die Oberhand, ſo wird Shakſpeare in wenigen Jahren ganz von der deutſchen Bühne verdrängt ſeyn,

welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig geſprochen, einen Verſuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimariſche Theater redigirt. Die Grundſätze, wonach ſolches geſchehen, wollen wir eheſtens entwickeln, woraus ſich denn vielleicht auch ergeben wird, warum dieſe Redaction, deren Vorſtellung keineswegs ſchwierig iſt, jedoch kunſtmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutſchen Theater nicht gegriffen. Verſuche ähnlicher Art ſind im Werke und vielleicht bereitet ſich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erſte Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleiſcher. Leipzig 1825.

Shakſpeare's leidenſchaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geſchenk. Das erſte unbefangene Leſen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigſten wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſeyn; deſſen ungeachtet aber empfand ſich dabei etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich, daß keine Localität ausgeſprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede ſey, eben ſo wenig von Act- und Scenen-Theilung; alles iſt mit Enter und Exit abgethan. Die

Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; alles geht hintereinander unaufhaltſam ſeinen ſittlichleidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch ſind Localitäten und Decoration ausgeſprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Polonius der zweyten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden beinahe Statiſtenrollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir ſie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamſete und ihnen einige Worte zu ſprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der erſten Ausgabe ein loſe niedergeſchriebenes Sylbenmaß, ſo iſt daſſelbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmiſche Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertel-Verſe nicht vermieden.

So viel von den offenbarſten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältniſſe wird einem jeden

Liebhaber bei eigenem Betrachten zu Gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geiſtiger Hand zuerſt nur leicht umriſſene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weiſe die wir als nothwendig billigen und bewundern müſſen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchſt willkommen ſind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchſt belebende Aſperſionen, leicht verbindende Zwiſchenzüge, ja ſogar bedeutende Transpoſitionen zu höchſt wirkſamem Vortrag, alles meiſterhaft, geiſtreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anſchauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der erſten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegoſſen erſcheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch ſeinem Werke ſpäterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, ſo finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslaſſung noch Abänderung; nur ſind hie und da einige allzuderbe Naivitäten ausgelöſcht.

Zum Schluſſe aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterſchiedes in dem Coſtume des Geiſtes. Dieſer tritt zuerſt auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Viſir, von ern-

ſtem bänglichem Geſicht, blaß und ſcharfen Blicks. So erſcheint er auf der Terraſſe, wo die Schloßwache auf= und abgeht und wo er ſeine Krieger oft mag ge= muſtert haben.

Nun aber in's innerſte Gemach (Closet) der Kö= nigin verſetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Geſpräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichſt mein Herz.

Hamlet. O wirf den ſchlechten Theil hinweg und behalte den beſſern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his night-gowne. Tritt ein der Geiſt in ſeinem Schlafrock.)

Wem iſt, der das vernimmt, nicht einen Augen= blick weh? wem ſcheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es faſſen, wenn wir nachdenken, ſo finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerſt im Harniſch erſcheinen, wenn er an der Wache vor= überſchreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemuſtert, wo er ſie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an uns zu ſchämen, daß wir ſo lange für ſchicklich ge= funden, ihn auch im innerſten Gemach der Königin geharniſcht auftreten zu ſehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derſelben Geſtalt wie er ſonſt hier zu verweilen pfleg= te, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichſte

anklagend. Mahle ſich dieß der einſichtige Leſer nach Vermögen aus, dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzuſtellen, wenn ja Shakſpeare in ſeiner Integrität vorgeführt werden ſolle.

Zu bemerken iſt, daß bei dieſer Scene der Commentator Stevens ſchon bedenklich wird. Wenn Hamlet ſagt:

My father, in his habit as he liv'd!

Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einſichtige Mann in der Note hinzu: „meint der Dichter durch dieſen Ausdruck, daß der Vater in ſeiner eigenen Hauskleidung erſchienen ſey, ſo hat er entweder vergeſſen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte ſeine Abſicht ſeyn bei dieſer letzten Erſcheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, ſo ein kriegeriſcher Fürſt es ſeyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharniſcht oder ſchlief, wie man von Hago König von Norwegen erzählt, mit ſeiner Streitaxt in der Hand."

Auch hätte, wenn wir ſcharfſichtig genug wären, der erſte Ausruf Hamlets, als er in dieſer Scene den Geiſt erblickt — What would your gracious figure? ſchon belehren können; denn es gibt nicht Worte genug auszudrücken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer ſich unter gracious denken. Gnädig und günſtig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte

zuſammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharniſchten Helden.

Ueber dieſe Zweifel ſind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der erſten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakſpeare, wie das Univerſum das er darſtellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforſchlich bleibe: denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben noch ſeinem Geiſte genügen.

Proſerpina.

Melodrama von Goethe, Muſik von Eberwein.

Weimar, May 1815.

Daß dieſes, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefriſchte Monodrama bei der Vorſtellung günſtig aufgenommen worden, haben ſchon einige Tagesblätter freundlichſt angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren ſich wohl ſchwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, ſo wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt, deſſen, was bei der Vorſtellung eigentlich zur Erſcheinung gekommen, und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber iſt die Abſicht, auf die Grundſätze aufmerkſam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieſer abgeſchiedenen Production, verfahren, welches ebendieſelben ſind, zu denen wir uns ſchon früher bekannt, und die uns ſo viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben ſolle, was uns das Theater der Vorzeit

zeit anbietet. Dieſes kann nur geſchehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und ſich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber iſt der jetzige Aufſatz für Directionen geſchrieben, welche die Partitur dieſes Stücks verlangt haben, oder verlangen könnten, damit dieſelben ſich in den Stand geſetzt ſehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und ſo nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern ſeine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteſte und entſchiedenſte Weiſe klar werde.

„Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orcus hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, in dem ſie ſich befindet. Ein Rückblick in den unlängſt verlornen läßt ſie noch einmal die unſchuldige Wonne deſſelben fühlen. Sie entladet ſich des läſtigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königs-Würde. Sie iſt wieder das reizende, liebliche, mit Blumen ſpielende Götterkind, wie ſie es unter ihren Geſpielinnen war; der ganze idylliſche Zuſtand tritt mit ihrer Nymphengeſtalt uns vor Augen, in welcher ſie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeiſterte. Unglücklich, ſeine Gattin zu ſeyn, unglücklich, über Schatten zu herrſchen, deren Leiden ſie nicht

abhelfen, deren Freuden ſie nicht theilen kann, wendet ſie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängniſſe, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung ſcheint ſich zu ihr herabzuneigen, und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerſt die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erſcheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, verſetzt ihren Geiſt wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die ſie verlaſſen. Die freundliche Frucht iſt ihr ein Vorbote himmliſcher Gärten. Sie kann ſich nicht enthalten, von dieſer Lieblingsfrucht zu genießen, die ſie an alle verlaſſenen Freuden erinnert. Weh der Getäuſchten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erſchien, urplötzlich wirkt es als magiſche Verſchreibung, die ſie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entſcheidung in ihrem Innerſten. Angſt, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles ſteigert ſie wieder in den Zuſtand der Königin, den ſie abgelegt glaubte, ſie iſt die Königin der Schatten, unwiderruflich iſt ſie es; ſie iſt die Göttin des verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieſer Geſinnung nimmt ſie von ſeinem Throne den unwilligen Beſitz."

Die verſchiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darſtellung auferbaut worden, ſind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Mu-

ſik, und zwar a) indem ſie die Rede begleitet, b) indem ſie zu mahleriſchen Bewegungen auffordert, c) indem ſie den Chor melodiſch eintreten läßt. Alles dieſes wird 6) durch ein Tableau geſchloſſen und vollendet.

Da wir vorausſetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieſer Gegenſtand intereſſirt, den oben erwähnten kurzen Aufſatz zu leſen nicht verſchmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Geſagten, um die Bedeutung der verſchiedenen Punkte in der Kürze möglichſt klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieſelbe bleibt, war beabſichtigt, die Gegenden des Schattenreiches, nicht ſowohl öde, als verödet darzuſtellen. In einer ernſten Landſchaft, Pouſſiniſchen Styls, ſah man Ueberreſte alter Gebäude, zerſtörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Buſch, völlig der Natur überlaſſen, alles Menſchenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptſächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeſchiedenen ſich vergebens abmühten, und es daher ganz ſchicklich ſeyn möchte, die Schatten der Heroen, Herrſcher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menſchlicher Bemühungen erblicken zu laſſen, damit ſie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen verſuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zuſammenfällt.

Dieſe Idee war auf dem Weimariſchen Theater mehr angedeutet, als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bühnen unter ſich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchſt erfreuliche Decoration aufſtellen könnten.

Deutſchland beſaß einen Künſtler, Franz Kobel, welcher ſich mit Ausführung dieſes Gedankens gern und oft beſchäftigte. Wir finden landſchaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgeſäet, oder wenn man will, zuſammengeſtellt ſind, vielleicht allzureichlich; aber eben deßwegen könnten dieſe Zeichnungen geſchmackreichen Künſtlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr ſchicklich und angenehm würde dabei ſeyn, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorſtellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geiſtreiche Künſtler fänden in dieſer Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entſtehen müßte, wenn in Berlin, unter Anleitung einer ſo einſichtigen und thätigen General-Intendanz, die Herren Schinkel und Lütke ſich zu dieſem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landſchaftsmahlers und Architekten vereinigt angeſprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrſcheinlich noch befindliche Gemählde

des zu früh abgeſchiedenen Kaatz zu Rathe ziehen können, welches ſich den Preis verdiente, als die dortigen Kunſtfreunde eine der hier verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landſchaft, als Aufgabe, den deutſchen Künſtlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieſer Gelegenheit, ein ſchon beinahe vergeſſenes Beſtreben deutſcher Kunſtliebe und Kunſtförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein was auf dem Theater, ſondern auch was von Seiten der bildenden Kunſt geleiſtet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem ſolchen Schauplatz Recitation und Declamation ſich muſterhaft hervorthun müſſe, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wünſchen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darſtellenden, in größter Mannichfaltigkeit, ſich einer jeden Stelle eigenthümlich anſchloß, und

4) die Kleidung entſchieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, übereinander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen ſie; aber kaum findet ſie ſich allein, ſo kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt ſie ſich verſetzt, ſie entäußert ſich alles Schmucks, und ſteht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da.

Daß nun dieſes Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den ſchönſten mannichfaltigſten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contraſt einer königlichen Figur mit einer daraus ſich entwickelnden Nymphengeſtalt anmuthig überraſchend ſey, wird niemanden entgehen und jede geſchickte Schauſpielerin reizen ſich auf dieſe Weiſe darzuſtellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuſchung geriſſen, ſie fühlt ihren abgeſonderten kläglichen Zuſtand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem ſie, den größten Theil der Vorſtellung über, ihre Bewegungen begleitet, ſich bald darein verhüllt, ſich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannichfaltigem pantomimiſchem Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.

Auch dieſer Theil war bei unſerer Vorſtellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Geſtalt und Kleidung floſſen in eins zuſammen, ſo daß der Zuſchauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzuſondern wußte noch weiß. Eine jede deutſche Künſtlerin, welche ſich fühlt, wird dieſe Aufgabe zu löſen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber iſt es Zeit, der Muſik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzuſehen iſt, worauf jener künſtleriſch geſchmückte Nachen getragen wird, als die günſtige Luft, welche die Segel gelind, aber genugſam erfüllt, und der ſteuernden Schif-

ferin, bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben dieſen weiten muſikaliſchen Raum, und die nahen und fernen Begränzungen deſſelben ſind lieblich ahnungsvoll ausgeſchmückt, die melodramatiſche Behandlung hat das große Verdienſt mit weiſer Sparſamkeit ausgeführt zu ſeyn, indem ſie der Schauſpielerin gerade ſo viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im ſchicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimiſch tanzartige Theil mit dem poetiſch-rhetoriſchen verſchmolzen und einer durch den andern geſteigert wird.

Eine geforderte und um deſto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Geſang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmiſch-melodiſch abrundet; denn es iſt nicht zu läugnen, daß die melodramatiſche Behandlung ſich zuletzt in Geſang auflöſen und dadurch erſt volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie ſich nun dieſer Chorgeſang zur Declamation und melodramatiſchen Begleitung verhielt, eben ſo verhielt ſich zu der, an einer einzelnen Geſtalt in's Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schluſſes. Indem nämlich Proſerpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schickſal erkennt, und die Annäherung ihres Gemahls

ahnend, unter den heftigſten Gebärden in Verwünſchungen ausbricht, eröffnet ſich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erſtarrt zum Gemählde und auch ſie die Königin zugleich erſtarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war alſo gedacht und angeordnet: In der Mitte eine ſchwach beleuchtete Höhle, die drey Parzen umſchließend, ihrer Beſchäftigung gemäß, von verſchiedenem Alter und Kleidung, die jüngſte ſpinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteſte mit der Scheere bewaffnet. Die erſte emſig, die zweyte froh, die dritte nachdenkend. Dieſe Höhle dient zum Fußgeſtelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto ſeinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu ſeiner Rechten leer geſehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtſeite, erblickt man unten, zwiſchen Waſſerſtürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in ſchäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felſens Siſyphus, ganze Figur, ſich anſtrengend den auf der Kippe ſchwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenſeite waren die Seligen vorgeſtellt. Und wie nun Laſter und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben, und ſolches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allge-

meine zieht, ſo hatte man hier keine beſonders benannten Geſtalten aufgeführt, ſondern nur das allgemein Wonnevolle dargeſtellt. Wenn auf der Schattenſeite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, ſprach ſich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß Allen ein geſelliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elyſiſche Hügel empor ſtieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmen-Luſthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgeſtellt, welche gar mahleriſch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künſtler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schatten-Seite zukam. Denke man ſich nun Proſerpina im königlichen Schmuck, zwiſchen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanſtaunend zu ihrem leeren Thron, ſo wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweytenmale zu zeigen, benutzte man zum Abſchluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proſerpina mit zugedeckt; ſie benutzte die kurze Zwiſchenzeit, ſich auf den Thronſitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufſtieg, ſah man ſie, neben

ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet ſitzen, und ſie, die Bewegliche, unter den Schatten erſtarrt. Chorgeſang mit Muſikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beſchreibung des Gemähldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beſchränkten Raum unſerer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakoniſchen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei ſolchen Darſtellungen höchſt nöthig iſt, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird ſie zu faſſen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landſchaftsmahler zu Hülfe gerufen, ſo werden Bildhauer und Mahler nun eine dankbare Aufgabe zu löſen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können ſie ein ungeheures, mannichfaltiges, und dennoch auseinander tretendes faßliches Gemählde darſtellen. Die Grundzüge ſind gegeben, wobei wir geſtehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuſchalten.

Und ſo wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man ſich bedient hat, und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutſche Theater beſitzt viele kleine komiſche Stücke, welche jederman gern wiederholt ſieht; ſchwerer und ſeltener ſind kurzgefaßte Tragödien. Von den

Melodramen, denen der edle Inhalt am beſten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgeſtellt; die Zahl derſelben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienſt angeſehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches ſich in idylliſchen, heroiſch-leidenſchaftlichen, tragiſchen Motiven immer abwechſelnd um ſich ſelbſt herumdreht, konnte ſeiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche ſeit ſeiner Entſtehung die deutſche darſtellende Kunſt erworben, ihm zu Gunſten anzuwenden. Die landſchaftliche Kunſt hat ſich in dieſen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Anſicht wirklicher Gegenſtände (veduta) zur höhern, ideellen Darſtellung erhoben. Die Verehrung Pouſſins wird allgemeiner, und gerade dieſer Künſtler iſt es, welcher dem Decorateur, im landſchaftlichen und architektoniſchen Fache, die herrlichſten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben ſich auch geſteigert, und werden immer in's Höhere reichen können, wenn ſie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verſtehen. Schöne, anſtändige körperliche Bewegung, an die Würde der Plaſtik, an die Lebendigkeit der Mahlerey erinnernd, haben eine Kunſtgattung für ſich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß ſich gleichfalls ſchon auf die Tragödie erſtreckt.

Eben ſo iſt es mit den Tableaux, mit jener Nach-

bildung eines gemahlten Bildes durch wirkliche Perſonen. Sie fingen in Klöſtern, bei Krippchen, Hirten und drey Königen an, und wurden zuletzt ein gleichfalls für ſich beſtehender Kunſtzweig, der manchen Liebhaber reizt und beſchäftigt, auch ſich einzeln ſchon auf dem Theater verbreitet hat. Ein ſolches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, ſondern zu dieſem Zweck erfunden, welches bei feſtlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geſchehen, hat man hier angebracht, und an das Stück dergeſtalt geſchloſſen, daß dieſes dadurch ſeine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componiſten rühmen, welcher ſich nicht ſelbſt zu hören, ſondern mit keuſcher Sparſamkeit die Vorſtellung zu fördern und zu tragen ſuchte.

Zu
Schillers und Ifflands Andenken.

Weimar, den 10 May 1815.

In dieſen letzten Wochen erinnerte man ſich allgemein zweyer abgeſchiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutſche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienſte noch dadurch erhöht werden, daß ſie von Jugend auf, in dem beſten Vernehmen, eine Kunſt gefördert, zu der ſie geboren waren. Bemerklich iſt hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umſtand zu jener gemeinſamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26 April geboren, welchen Tag das deutſche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog ſich am 9 May der Welt und ſeinen Freunden. An einem Tage daher ward, auf dem Großherzoglichen Weimariſchen Theater, das Andenken beider Männer dramatiſch erneuert, und zwar geſchah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Acte der Hageſtolzen wurden

aufgeführt; ſie können gar wohl als ein Ganzes für ſich angeſehen, als eines der ſchönſten Erzeugniſſe Ifflands betrachtet werden, und man durfte um ſo eher dieſe Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut beſetzt und ſorgfältig dargeſtellt, immerfort bei uns einer beſondern Gunſt genießt.

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachſpiel über, welches, in Verſen geſprochen, ſogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zuſammenſpielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke ſelbſt obwaltenden Mißverhältniſſe kamen auf eine läßliche Weiſe wieder zur Sprache, und wurden freundlich beſchwichtigt, ſo daß zuletzt Margaretha, ihre Perſönlichkeit nicht ganz verläugnend, in einen Epilog höhern Styls übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienſte jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen ausſprach.

Hierauf ward Schillers Glocke nach der ſchon früher beliebten Einrichtung vorgeſtellt. Man hatte nämlich dieſem trefflichen Werke, welches, auf eine bewunderungswürdige Weiſe, ſich zwiſchen poetiſcher Lyrik und handwerksgemäßer Proſa hin und wieder bewegt, und ſo die ganze Sphäre theatraliſcher Darſtellung durchwandert, ihm hatte man, ohne die mindeſte Veränderung, ein vollkommen dramatiſches Leben mitzutheilen geſucht, indem die mannichfaltigen einzelnen Stellen

unter die ſämmtliche Geſellſchaft, nach Maßgabe des Alters, des Geſchlechts, der Perſönlichkeit und ſonſtigen Beſtimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meiſter und ſeinen Geſellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden ſich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechaniſche Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernſte Werkſtatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verſchwinden deſſelben in die Form, das Aufdecken von dieſer, das Hervorziehen der Glocke, welche ſogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geſchmückt erſcheint, das alles zuſammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke ſchwebt ſo hoch, daß die Muſe anſtändig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog, revidirt und mit verändertem Schluſſe vorgetragen, und dadurch auch dieſer Vorſtellung zu dem ewig werthen Verfaſſer eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Mad. Wolf recitirte dieſe Schlußrede zur allgemeinſten Bewunderung, ſo wie Mad. Lortzing in jenem Nachſpiel ſich den verdienteſten Beifall erwarb. Man hatte die Abſicht, beide genannte Stücke zwiſchen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachſpiel zu den Hageſtolzen.

Erſte Gruppe.

Margaretha, der Hofrath, Thereſe, die beiden Kinder.

Margaretha.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und feſtlich prangt er mir im ſchlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die geſtern noch ein armes Mädchen war;
Bald ſchmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tauſch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken ſtrahlen, wo Tapeten ſchimmern.

Und werd' ich dann mich ſelber noch erkennen?
Bin ich dann auch ſo froh, ſo brav, ſo gut?

(zu Thereſen)

Wirſt du mich dann auch noch Margretha nennen?

(zu den Kindern)

Und Bärbchen, Paul, — ſeyd ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergeſſen können,
Daß ich auf's Feld ging mit dem Schnitterhut?

(zum Hofrath)

Dann haſt du dir die rechte nicht erleſen,
Dann bin ich — nein! Margretha nie geweſen!

(Sie verbirgt ſich in die Arme des Hofraths.)

Hof=

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte ſich das bange Weib,
Daß ihr ſanftgeſchmiegter Leib
An der ſtarken Bruſt erwarme.

Margaretha (zum Hofrath).

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entſprechen?
Sieh mich noch einmal an: Gefall' ich dir?
Mit jenem Waſſerkrug, mit jenem Rechen?
Mit dieſem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirſt du dann auch freundlich zu mir ſprechen,
Wenn es nun feſt iſt zwiſchen dir und mir?
Bedenke dich! für mich ſey ohne Sorgen,
Denn wie ich heute bin, ſo bin ich morgen.

Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unſrer ſtillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unſrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(zu Thereſen)

Nicht wahr? — O Schweſter, auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe ſegensvolle Spur?
Das wunderſeltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's, oder nie geſehen.

O daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo ſich das Leben wilder nun bewegt;
Wo Häuſer ſtreben in die Höh' und Weite,
Wo ſich der Lärm auf lauten Märkten regt; —

(zum Hofrath)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,
Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,

Die ſich dir ganz und ewig hingegeben, —
So gehn wir, feſt umſchlungen, durch das Leben.

Thereſe.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen iſt!
Auf einmal ſo anders! Margaretha du biſt —

Hofrath.

Gute Frau, laß ſie gewähren.
Was ſie ſpricht iſt Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeſſ'nen All
Ihren hohen Meiſter loben.
Ja, auch mich, den ernſten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar, nach oben:
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt in's niedre Thal zu ſehen: —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder ſchweifen,
Fern der Berge Nebelgrau —
Alſo trägt uns oft das Leben
Ueber Menſchen-Thun und Weben,
Wie auf unſichtbaren Thron,
Und wir ſchaun (uns hebt der Glaube!)
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Creatur.

Segen denen, die gefunden
Früher Liebe Roſenſtunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut in's Leben gern zurück.
Aber auch in ſpäten Tagen,
Wie wir ſelbſt es heute wagen,
Wenn ſich's gattet, wenn's geräth,
Immer iſt es nicht zu ſpät.
Aber die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgeſagt dem holden Bund,
Und, von Schickſalsſchlägen wund,
Ausgelöſcht der Hochzeit Kerzen, — —
Dieſen armen Pilgern Friede!
Bis ſie einſt der Wallfahrt müde,
Eingehn in geſell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu.

Margaretha.

Nicht doch, wer wird ſo traurig reden!
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath.

Wenn Thränen in den Augen ſtehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt ſchön.
(Er geht langſam mit Margarethen nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Thereſe.

Es macht, er iſt Margarethen ſo gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Thereſe.

Ich will es euch ein andermal erzählen.
Wenn ihr groß ſeyd, wird es euch auch ſo gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen ſehn.
(Sie ſpringen fort.)

Zweyte Gruppe.

Thereſe und Linde.

Linde.

Heyſa! wie das hüpft und ſpringt!

Thereſe (wie in Gedanken).

Gott gebe nur daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Thereſe.

Die Heirath mit Margarethen.

Linde.

O ja! — warum nicht?

Thereſe.

Soll ich reden?

Linde.

Ey freilich, Thereſe, ich höre dich gern.

Thereſe.

Siehſt du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er iſt ſo artig, ſo mild und gut,
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm ſprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;

Selbſt der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn ſieht und hat ihn lieb.
Aber das laſſ' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf paßt nimmer zu der Stadt,
Und wo Reich und Arm ſich geſellet hat,
Da will ſich's nicht ſchicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend).

Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreyt.

Theréſe (einſchlagend).

Der größte Schatz iſt Genügſamkeit;
Dann Geſundheit dazu und tüchtiges Streben,
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm' und Gering'
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das iſt ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der ſoll ſich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal haſt du mir Geſchichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inſeln die Anker lichten,
Um nicht zu Hauſe den Acker zu baun;
Wie ſie all' ihre Hoffnung und ſich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in ſichrer Ruh'; —
Sie ſind reich geworden, und ſind — verdorben,
Und ſind zuletzt noch in Armuth geſtorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margaretha nach der Stadt will frey'n?

Thereſe.

Unſre Hütte ſey unſer Hochzeitſaal.
Wir, Fritz, wir bleiben in Fellendal;
Statt Prunkgemächer, ſtatt Sammt und Seide,
Sind unſre Kinder unſre Freude.

Linde.

Wir ſtärken uns immer an unſern Lieben!
Ach ja, das Leben iſt doch ſchön!
Ich wollte, du wärſt nicht heim geblieben,
Du hätteſt ſollen mit mir gehn.
Siehſt du, es iſt dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig es ſieht's ein Auge gern;
Getreide, mannshoch, allerwegen —
Heuer, Thereſe, blinkt unſer Stern:
Die Aehren ſo dicht, ſo reich und ſchwer,
Es wallt und wogt, wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln ſind doch ſämmtlich im Stand?

Thereſe.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menſchen zum Wirken bereit.
(Als ſie den Geheimerath und Hofrath kommen ſehen, gehen ſie in's Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath Sternberg und der Hofrath.

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es iſt wohl bedacht,
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.

Beruhigung, mit heitern Mienen,
Iſt mir in freier Luft erſchienen:
Auch mich lehrt dieſer ſchöne Tag
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo ſoll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geſchäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geſchriebnes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf gibt neue Kräfte.

Hofrath.

Du lieſeſt? —

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir ſtellen ſie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis ſie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betrügt euch um's Leben.

Sternberg.

Gemach, wir ſind

Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unſchuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!

Was habt ihr von euern Acten?

Sternberg.

Staub!

Doch wie aus Gartenſtaub hervor,
Blüht uns auch hier ein ſchöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben,
Für Fürſt und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geſchäft in Ehren;
Es iſt ein Balſam für das Herz:
Nicht tödten will es und zerſtören;
Es glänzt nicht, fliegt nicht ſonnenwärts,
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu ſänftigen die Leidenſchaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,

Man muß den Actenſtaub citiren,
Der es, ſtillwirkend, wiederſchafft.

Hofrath
(der ihm mit ſteigendem Vergnügen zuhört).

Ey, ſieh doch! ſchön! für deine Wunden
Iſt die Arzney mit einmal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdiſchen Pfad umflicht,
Um den iſt's ſo traurig nicht beſtellt.
Wir theilen uns alſo in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath Sternberg, Hofrath und Margaretha.

Hofrath.

Du biſt nicht heiter, wie es ſcheint;
Ich glaube gar du haſt geweint?
Wie iſt das möglich, liebes Kind,
O ſag', erkläre dich geſchwind!

Margaretha.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn:
Daß die Geſchwiſter ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten.

Ich lief und ſah, der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich alles iſt zerbrochen,
Auch kam Mamſell herausgekrochen,
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt du dich,
Und mir gelang's ſie zu erreichen.
Das Möglichſte, ſie zu erweichen
That ich gewiß. — Zurückzukehren
Lud ich ſie ein, ich ſprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutſcher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeſchoben,
Und Rad und Achſe war nun frei.
Da brach es los ihr heftig Schelten,
Ich ſollte nun für gar nichts gelten.
Man ſah, ſie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene,
Hieß ſie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu ſehr betrübt!

Hofrath.

Es ſcheint des Himmels eignes Wollen,
Daß ſich nicht alle lieben ſollen;
Deßhalb denn immer Zank und Zwiſt
Unter Großen und Kleinen iſt.
Wenn zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern
Gar oft die ſchlimmſten Geiſter flüſtern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen,
Sich oft mit ſchelem Aug' beſchauen,

Wenn zwiſchen Eltern gar und Kindern
Unmöglich iſt Verdruß zu hindern,
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann ſuchen wir in manchen Fällen,
Ein gut Vernehmen herzuſtellen,
Und fühl' ich dieſen reinen Trieb,
Dann ſind mir erſt die Acten lieb.
Wenn, ſtatt zu ſchelten, ich belehre,
Wenn, ſtatt zu ſtrafen, ich bekehre,
Wenn, ſtatt zu ſcheiden, ich verſöhnt,
Hab' ich den Himmel mir erfröhnt.

Margaretha.

Da 's in der Welt nicht anders iſt,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend biſt,
Und wir uns nimmer ſcheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, ſodann Wachtel, Thereſe und Linde.

Paul.

Schweſter, haſt du ſo was geſehn?
Der Herr da drinn der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es ſchmeckt recht ſchön,
Wie ſchön hat es nicht ſchon gerochen.

Wachtel (unter der Thür).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell, das Feſt geht an!

(Die Kinder in's Haus. Margaretha, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete, alsdann folgt Wachtel mit der Caſſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßig großen Brod. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgendermaßen:

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margaretha. Hofrath. Paul. Thereſe und Linde.)

(Die Muſik ſchweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Thereſe.

Es wird noch immer ſtädtiſch enden;
Paſtete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sey's, wie ihm wolle, keine Noth,
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Caßrolle
Ein Sößchen ſich entwickeln ſolle,

Das iſt mir nur allein bewußt;
Das Kochen gibt mir Eſſensluſt.

(Auf die Caſſerolle deutend.)

Und hier verkältet ſich's bereits!
Geſchwind, empfehlt euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Muſik; ſie ziehen in voriger Ordnung ab, Margaretha zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Couliſſe begrüßt ſie dieſe, läßt ſie abgehen. Sie tritt hervor, die Muſik ſchweigt.)

Margaretha

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit ſchicklicher Faſſung, gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunſt, auch unſrer bleibt es eigen
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indeſſen ſie ein Ernſteres verſteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn ſelbſt aus leicht geſchlungnen Tänzen,
Aus bunten froh geſchwungnen Kränzen
Die ernſtere Bedeutung ſpricht:
Verehrte! ſo entging euch nicht
Die Dämmerung in unſerm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat ſich ein ſchmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geſchlungen.
Noch ſind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unſer unerreichter Meiſter,
Von ſeinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geiſter
In ſeltner Kunſt zur Schau gelegt.

Auch dieſe Bretter haben ihn getragen,
Auch dieſe Wände haben ihn geſehn.
Hier ſchien, wie einſt in fabelhaften Tagen,
Selbſt Erz und Marmor lebend zu erſtehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehn,
Wenn der bekränzte Liebling der Kamöne
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß,
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodiſch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig iſt des Mimen heitre Kunſt!
Nicht bloß dem eiteln Sonnenblick der Gunſt
Will ſie die Blüthen holder Schöpfung bringen,
Zur höchſten Sphäre, wagt ſie's aufzudringen. —
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch ſie in ſchönern Augenblicken,
Sie höret rauſchen in Dodona's Hain,
Weiß Prieſterin, weiß Muſe ſelbſt zu ſeyn.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe
Und ihren Durſt erquicket Aganippe.
Auf ſtummer Leinwand athmet, zart und mild,
In bunter Farben Glanz ein leblos Bild;
Man ſieht gebundnen Geiſt und ſcheinbar Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs ſchöne Träume
Entzücken uns in körperloſe Räume.
Doch ſoll des Menſchen inneres Thun und Walten
Sich friſch, und ganz lebendig ſich entfalten,
Zum Worte ſich, zur kühnen That geſtalten;
Solch regſam Bild, ſolch täuſchungsvolles Seyn
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt ſeinem Thun zum Grunde,

Die Künſte ſämmtlich fordert er zum Bunde.
Ihr ſaht ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantaſie vorüberſchweben;
So träumt man von arkadiſchen Gefilden,
So pflegt man ſich ein Tempe auszubilden,
Wo, von des Abends Düften, lind umweht,
Die Unſchuld ſich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That, des Abgeſchiednen Geiſt
Hat ſich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgeſprochen;
Es iſt ein zierlich Mahlerſtück, das dreiſt
Zur niederländ'ſchen Schule ſich geſellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebenvolle Klarheit
Die höchſte Kunſt verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war keins von uns dem andern gleich.
Das Leben iſt ſo mannichfach, ſo reich,
Der Menſch nimmt ſo verſchiedenartige Richtung,
Daß auch im heitern Abendſpiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf ſoll entſpinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ocean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dichtriſche Verein
So Freund als Feind in ſeinen Plan hinein,
Den Feld= und Wieſen=Blumen zu vergleichen,
Die ſich, zerſtreut, mit hundert Farben ſchmücken,
Zum Strauß gebunden aber euern Blicken
Sich erſt empfehlen und behaglich zeigen.
So hielt er uns, ſo hält er uns zuſammen!

So werd' er lange noch von euch verehrt.
Er ſteigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und ſeine Farben glänzen unverſehrt:
O! wie er hoch im reinen Aether ſchwebet,
Und ſeine Schwingen regt und mächtig kreiſ't!
Er iſt entſchwunden. — Huldigt ſeinem Geiſt,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet.

Ueber die Entſtehung des Feſtſpiels zu Ifflands Andenken.

Das feſtliche Nachſpiel zu den Hageſtolzen Ifflands haben unſre Leſer ſelbſt beurtheilt; über deſſen Entſtehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieſes Stück nicht Einem Verfaſſer an, es iſt vielmehr eine geſellige Arbeit, wie ſolche ſchon ſeit geraumer Zeit bei uns herkömmlich ſind. Denn ſo iſt z. B. die Fortſetzung des Vorſpiels: Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweiſe entſtanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im Auguſt 1814, unſerm gnädigſten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche geſellige Arbeiten ſind der Stufe, worauf die Cultur unſers Vaterlandes ſteht, vollkommen ange=

meſſen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinſtimmend, verbreitet iſt, ſo wie die Gabe ſich rhythmiſch angenehm und ſchicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinſames Arbeiten ſehr günſtig ſtatt: denn indem der Gegenſtand entſchieden gegeben iſt, und alſo über dasjenige, was man zu ſagen hat, kein Zweifel bleiben kann, ſo wird man ſich über die Art und Weiſe, wie es zu ſagen ſey, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei ſich das Intereſſe der Mitarbeitenden leichter entzweyen könnte.

Schließt ſich nun, wie es hier geſchehen, die neue Arbeit an eine ältere ſchon vorhandene unmittelbar an, ſo wird man ſich noch leichter über den Plan vereinigen, ja ſich in Scenen theilen, je nachdem ſie dem Einen oder dem Andern zuſagen. Hieraus entſtehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künſtler bildet ſich in ſein Kunſtwerk hinein, und ſo muß auf die Länge (und wer wird ſich nicht gern auf's Längſte ſeines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewiſſe Eintönigkeit entſtehen; weßhalb denn der Zuſchauer und Zuhörer, wenn er ſich immer in allzubekannter Geſellſchaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt, und wohl gar gegen das ſchönſte Talent ungerecht wird. Verbinden ſich aber Mehrere, in demſelben

Sinn und Geiſt zu arbeiten, ſo entſteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit, denn die innigſten Freunde ſind oft, der Richtung und Liebhaberey nach, ganz verſchieden; ſie leben in entgegengeſetzten Wirkungs- und Luft-Kreiſen, auf welche ſich Begriffe, Gefühle, Anſpielungen und Gleichniſſe beziehen, woraus denn eine Fülle entſpringen kann, die auf anderm Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben ſchon angeführten Gründen, ſchickt ſich zu Gelegenheits-Gedichten dieſe Art zu arbeiten am allerbeſten, vorzüglich auch, weil hier keine ſelbſtſtändigen dauerhaften Meiſterwerke gefordert werden, ſondern ſolche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen ſollen. Aber auch dieſes iſt nicht ſo unbedeutend, wie es ſcheinen möchte, da auf dem deutſchen Theater ſolche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geiſter, die ſich einmal verbunden hätten, dergleichen Anläſſe lebhaft ergreifen, ja wohl gar ſelbſt erſchaffen würden.

Nach unſerer Ueberzeugung gibt es kein größeres und wirkſameres Mittel zu wechſelſeitiger Bildung, als das Zuſammenarbeiten überhaupt, beſonders aber zu theatraliſchen Zwecken, wo, nachdem ſich Freunde beredet, geſtritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeſchloſſen, zuletzt bei öffentlicher Darſtellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausſchlag entſcheidet, und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieſes, beſonders in größeren Städten, wo dergleichen Verſuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die ſelbſtſtändigſten Stücke den günſtigſten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an ſein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er ſich bei Zeiten zu friſchen jungen Männern geſellt, und ſich aus ſeiner immer mehr ſich verdüſternden Lebensanſicht in Geſellſchaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgeſagten ſchon Zweifel und Tadel befürchten, ſo könnte ich bekannte Schauſpieldichter nennen (niemand erräth ſie und ſie wunderten ſich ſelbſt, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn ſie mit reagirenden Freunden in Geſellſchaft treten wollten, ſich um die deutſche Bühne ſehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemiſchen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen- ſondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundes-Kreiſen, wo nur Ein Sinn und Ein Ton herrſcht, möchte für dieſe Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten dieſe meine Worte einige Wirkung hervorbringen, ſo würde ich ſehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein ſolcher poetiſcher Gemeingeiſt möglich und denkbar ſey.

In Deutſchland wird auf alle Fälle der Vorſchlag weniger Ausübung finden, weil der Deutſche iſolirt lebt, und eine Ehre darin ſucht, ſeine Individualität originell

auszubilden. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie einzeln der Deutſche in äſthetiſchen Arbeiten daſteht, zeigt ſich daran, daß bei der größten, ja ungeheuerſten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit Einem Sinn und Muth wirkte, und mit verſchlungenem Beſtreben, ohne irgend eine Rückſicht, das höchſte Ziel erreichte, daß in dieſem Augenblick die Mehrzahl der deutſchen Dichtenden nur immer einzeln, mit perſönlichem Bezug, ja egoiſtiſch auftrat. Es kann ſich unter der Maſſe jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünſchen; uns aber iſt nichts zu Geſicht gekommen, wo ſich Paare, wie Oreſt und Pylades, Theſeus und Pirithous, Caſtor und Pollux, verbunden hätten, um Ernſt und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugſinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsſpiels poetiſch oben zu halten. Am wünſchenswertheſten wäre es geweſen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zuſammen fochten, ſich beredet hätten, der Nachwelt ein wunderſames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlaſſen. Wäre in Deutſchland ein wahrhaftes freies Zuſammenarbeiten von verſchiedenen Talenten im Gange geweſen, ſo hätte es auch hier ſich gewiß und auf das glänzendſte gezeigt.

Wie ſollte aber ſogleich, nach Jahren des Drucks, wo man ſich, in weiteren und engeren Kreiſen, auf jede Art zu verwahren ſuchte, und in Verbindung mit Anderen wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein ſol-

ches frohes und freies, poetiſches Zuſammenleben ſtatt-finden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Beſtreben, nach unſern fried-lichen Wünſchen, auch ſolchem dichteriſchen Beginnen eine glückliche Wendung.

Berliner Dramaturgen.

Wunſch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geiſt- und ſinnverwandte Geſellſchaft neben andern Tagesblättern die Haude und Speneriſchen Berliner Nachrichten anhaltend geleſen und beſonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend ununterbrochen geachtet. Sie ſcheinen von mehreren Verfaſſern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverſtanden, doch durch abweichende Anſichten ſich unterſcheiden. Einer aber tritt beſonders hervor, dem das Glück die Gunſt erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von ſich ſelbſt ſagt: „aufmerkſam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes ſo lebhaft als möglich ſich zu reproduciren ſucht, um es anſchaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können.“

Und wirklich, er iſt zu beneiden daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauſpieler durch und durch ſchauend, das Maß der Annäherung an die

Rolle, der Entfernung von der Rolle ſo genau fühlend und einſehend, noch mit ſo jugendlicher, friſcher und unbefangener Theilnahme das Theater beſuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, ſo hat dieſen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunſt, daß ſie endlich zum Beſitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene ſo gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander ſteht und dadurch ein ſinnlich=geiſtiger Genuß dem Einſichtigen entſpringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Verſuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwey Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchſt intereſſant die Zeitungen vergangener Jahre nachzuleſen; man bewundert die Kunſt zu beſchleunigen und zu verſpäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Intereſſe der Partey der er zugethan iſt. Eine ſolche Sammlung kommt uns dießmal nun im äſthetiſchen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theaterartikel wieder durchlaſen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir ſehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweiſe vornehmen, die Conſequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derſelben, bei wieder abnehmenden Tagen, ſtudiren und uns beſonders mit

jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung iſt vergeblich dieſen Vorſatz durchführen zu wollen, wir müſſen immer wieder zu einer engliſchen Druckſchrift flüchten.

Wir ſprechen deßhalb einen längſt gehegten Wunſch aus, daß dieſe löblichen Bekenntniſſe vorzüglicher Männer möchten mit friſchen Lettern, auf weiß Papier ſtattlich und ſchicklich, wie ſie wohl verdienen, zuſammengedruckt werden, damit der Kunſtfreund möglich finde, ſie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu leſen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns dieſe Gunſt gewährt, ſo ſind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem ſo löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines höchſt gebildeten Verſtandes, einer unbeſtechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebſten Humor ausgeſprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu ſchätzen wußte und weiß, wie er die vorüberſchwebenden Gäſte mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln verſteht. Man ſehe die Darſtellungen der erſten und zweyten Gaſtrollen der Madame Neumann; ſie thun ſich ſo zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauſpielerin ſelbſt. Oft ſpiegeln ſich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in dieſen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erſt laſen wir den Aufſatz eines Mannes, der gegen das neuere Beſtreben den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünſtig geſtimmt iſt; jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauſpieler ſeinem Naturell ſich völlig überlaſſend, ohne beſonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunſt ſich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegenſatz finden wir den Bericht des würdigen Jeniſch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beſchaffen geweſen und wie der ſogenannte Converſations-Ton zuletzt in ein unverſtändiges Mummeln und Liſpeln ausgelaufen, ſo daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verſtehen können und ſich mit einem nackten Gebärden-Spiel begnügen müſſen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt ſich der neuen Schule kräftig an und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen ſey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Menſch nicht alles aus ſich ſelbſt nehmen könne, daß er auch lernen und als Künſtler den Begriff von der Kunſt ſich erwerben müſſe.

Möchten dieſe und tauſend andere fromme Worte Kennern und Künſtlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taſchenbuch, zu willkommenſter Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigſten Stück und folgenden der Haude-Speneriſchen Berliner Nachrichten finden wir unſern Theaterfreund und Sinnesgenoſſen ſehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geiſtreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum ſeinen gehaltvollen Worten gegönnt ſeyn. Uebrigens wird er ſich keineswegs irre machen laſſen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenſtand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand ſeiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum ſeine Meinung zu ſagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewiſſen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken ſoll; er mag noch ſo wunderliche Wege gehen, ſo kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indeſſen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn ſie dem Einſichtigen zuſagen und

ihn zu gewiſſen Mittheilungen bewegen, von dem beſten Erfolg für uns und andere ſeyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.

Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurück zu nehmen.

Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.

Gegenwärtige ſchwierige Lage.

Zwiſchen zwey Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine ruhige Theilnahme ihr Element aus dem ſie ſchöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltſam zerſtören. Aufmerkſam ſoll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er ſelbſt dafür hält.

Das iſt in Deutſchland jetzt nicht ſchwer, da ſo viel

verſtändige, hochgebildete Menſchen ſich unter den Leſern und Schriftſtellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will, oder eine unrechte Art hat zu wollen, der iſt bald entdeckt und von einflußreichen Menſchen, wo nicht gehindert, doch wenigſtens nicht gefördert. Er kann ſich des Tages verſichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks dramaturgiſche Blätter.

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfaſſer, als dramatiſcher Dichter und umſichtiger Kenner das vaterländiſche Theater beurtheilend, auf weiten Reiſen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anſchauung unterrichtet, durch ſorgfältige Studien zum Hiſtoriker ſeiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar ſchöne Stellung zum deutſchen Publicum, die ſich hier beſonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was ſich ſonſt aufzuheben pflegt vereinigt ſich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleiſt zeigt ſich höchſt liebenswürdig. Mir erregte dieſer Dichter, bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche was von dem Natürlichen noch übrig blieb;

die Entſtellung läßt er bei Seite, entſchuldigt mehr als daß er tadelte; denn eigentlich iſt jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch ſehr gerne antreffe, iſt, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantaſtbarkeit Shakſpeare's auftritt und ihn ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wiſſen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengeſetzten Meinung war und mehr als Einen Verſuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakſpeare'ſchen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherſchweifende abzulehnen, ſo hatte ich, als einem Theater vorgeſetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauſpieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorſtellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung ſetzte, aber ſich, wegen der gleichſam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoire nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm ſeyn, daß dergleichen hie und da abermals verſucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Menſch doch einmal die Sehnſucht nicht loswerden ſoll, ſo iſt es heilſam, wenn ſie ſich nach einem beſtimmten Objecte hinrichtet, wenn ſie ſich beſtrebt ein abgeſchiedenes großes Vergangene ernſt und

harmlos in der Gegenwart wieder darzuſtellen. Nun ſind Schauſpieler ſo gut wie Dichter und Leſer in dem Falle nach Shakſpeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuſchließen.

Habe ich nun in Vorſtehendem den höchſt ſchätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zuſtimmung gegeben, ſo bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B. „daß die Lady Macbeth eine zärtliche liebevolle Seele und als ſolche darzuſtellen ſey“ von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfaſſers wahre Meinung, ſondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Perſon von der ſie kommen, von der ſchlimmſten Wirkung ſind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beiſpiele vorgetragen, daß ein Schauſpieler der ſich ſelbſt kennt, und ſeine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einſtimmung findet, ſie auf eine kluge Weiſe beugt und zurechtrückt, damit ſie ihm paſſe, dergeſtalt, daß das Surrogat, gleichſam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verſtändige Fiction entſchädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müſſen wir gelten laſſen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauſpieler Andeutungen gibt, wodurch er verführt wird,

die

die Rolle in eine fremde Art und Weiſe, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne iſt ein ſolches Beginnen bedenklich; das Publicum ſieht ſich nach Autoritäten um, und es hat recht. — Denn thun wir es nicht ſelbſt, daß wir uns mit Kunſt- und Lebens-Verſtändigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, ſuche ſie billig durch fortwährendes Hinweiſen auf das Rechte als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallenſteins iſt ein bedeutender Aufſatz. Da ich der Entſtehung dieſer Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, ſo bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichſten, nicht allein des deutſchen Theaters, ſondern aller Bühnen, doch in ſich ungleich iſt, und deßhalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen ſo genau nicht nimmt, ſich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meiſten Stellen, an welchen Tieck etwas auszuſetzen hat, finde ich Urſache als pathologiſche zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langſam tödtenden Krankheit gelitten, ſo ſähe das alles ganz anders aus. Unſere Correſpondenz, welche die Umſtände, unter welchen Wallenſtein geſchrieben worden, auf's

deutlichſte vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigſten Betrachtungen veranlaſſen und unſre Aeſthetik immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menſchen ſowohl als ganze Nationen, die allgemeinſten Weltepochen ſo gut als der heutige Tag unterworfen ſind.

Calderons Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menſchlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbretter hervorgeführt werden ſollte, ſo möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar laſſen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunſtwerks dergeſtalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegen tritt, für das Allerbeſte halten und erklären; doch kann dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein ſolches Erzeugniß liebevoll um deſto näher und ſuchen ſeine Verdienſte zu entwickeln, damit unſer Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anſtand zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, ſeinen hohen Geiſt und klaren Verſtand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenſtand vorzüglicher iſt, als ein anderer ſeiner Stücke, indem die Fabel ſich ganz rein menſchlich erweiſ't, und ihr nicht mehr Dä-

8 *

moniſches zugetheilt iſt als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberſchwengliche des Menſchlichen ſich deſto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur ſind wunderbar, alles Uebrige läuft ſeinen natürlichen Weg fort.

Was nun von dieſem Stücke zu ſagen wäre, gilt von allen unſeres Dichters. Eigentliche Naturanſchauung verleiht er keineswegs; er iſt vielmehr durchaus theatraliſch, ja bretterhaft; was wir Illuſion heißen, beſonders eine ſolche die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verſtand, die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Balletſchritt, welche kunſtgemäß wohlthut und auf die Technik unſerer neueſten komiſchen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive ſind immer dieſelben: Widerſtreit der Pflichten, Leidenſchaften, Bedingniſſe, aus dem Gegenſatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältniſſen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetiſchen Gang, die Zwiſchenſcenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren ſich bewegen, ſind rhetoriſch, dialektiſch, ſophiſtiſch. Alle Elemente der Menſchheit werden erſchöpft, und ſo fehlt auch zuletzt der Narr nicht, deſſen hausbackener Verſtand, wenn irgend eine Täuſchung auf Antheil und Neigung Anſpruch machen ſollte, ſie alſobald, wo nicht gar ſchon im voraus, zu zerſtören droht.

Nun geſteht man bei einigem Nachdenken, daß menſchliche Zuſtände, Gefühle, Ereigniſſe in urſprünglicher Natürlichkeit ſich nicht in dieſer Art auf's Theater bringen laſſen, ſie müſſen ſchon verarbeitet, zubereitet, ſublimirt ſeyn; und ſo finden wir ſie auch hier: der Dichter ſteht an der Schwelle der Uebercultur, er gibt eine Quinteſſenz der Menſchheit.

Shakſpeare reicht uns im Gegentheil die volle reife Traube vom Stock; wir mögen ſie nun beliebig Beere für Beere genießen, ſie auspreſſen, keltern, als Moſt, als gegohrnen Wein koſten oder ſchlürfen, auf jede Weiſe ſind wir erquickt. Bei Calderon dagegen iſt dem Zuſchauer, deſſen Wahl und Wollen nichts überlaſſen; wir empfangen abgezogenen, höchſt rectificirten Weingeiſt, mit manchen Specereyen geſchärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müſſen den Trank einnehmen, wie er iſt, als ſchmackhaftes köſtliches Reizmittel, oder ihn abweiſen.

Warum wir aber die Tochter der Luft ſo gar hoch ſtellen dürfen, iſt ſchon angedeutet: ſie wird begünſtigt durch den vorzüglichen Gegenſtand. Denn leider ſieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freiſinnigen Mann genöthigt, düſterem Wahn zu fröhnen und dem Unverſtand eine Kunſtvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter ſelbſt in widerwärtigen Zwieſpalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dieß der Fall mit

der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl ſeyn möchte.

Bei dieſer Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir ſchon oft im Stillen ausgeſprochen: es ſey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakſpeare genoß, zu achten, daß er als Proteſtant geboren und erzogen worden. Ueberall erſcheint er als Menſch, mit Menſchlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben ſieht er unter ſich und ſpielt nur damit, außerirdiſche Weſen nöthigt er, ſeinem Unternehmen zu dienen; tragiſche Geſpenſter, poſſenhafte Kobolde beruft er zu ſeinem Zwecke, in welchem ſich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Abſurde vergöttern zu müſſen, der allertraurigſte Fall, in welchen der ſeiner Vernunft ſich bewußte Menſch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen ſo abgelegenen Zuſtand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verſtehen, unmittelbar verſetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige hiſtoriſche Unterſuchungen bequem hineinblicken, uns den Geſchmack einer gewiſſen Zeit, Sinn und Geiſt eines Volks, an einem Beiſpiel vergegenwärtigen können, wem ſind wir dafür Dank ſchuldig? Doch wohl dem Ueberſetzer, der lebenslänglich ſein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Dieſen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries

dießmal ſchuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überſchwenglich iſt, eine Gabe, bei der man ſich aller Vergleichung gern enthält, weil ſie uns durch Klarheit alſobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinſtimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte ſeyn können noch ſollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erſt vom Alter vollkommen geſchätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitſtrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienſt anerkennt, was ſie ſelbſt zu erreichen hofft.

Heil alſo dem Ueberſetzer, der ſeine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung ſich bewegte, damit wir tauſendfältig genießen können!

Deutſches Theater.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venetianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreyßig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränkteren Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau geſehen gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen: denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Florenz beweiſ't ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italiänern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueſte Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet

iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatraliſchen Kunſt, wie einer jeden andern, iſt das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieſes iſt, auf je höherem Punkte Dichter und Schauſpieler es zu faſſen verſtehen, eines deſto höhern Ranges wird ſich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutſchland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden iſt und auch außerhalb des Theaters ſich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun bei'm Vorleſen jene ganz allein zu beachten und zu üben iſt, ſo wird offenbar, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen, wenn Männer, die ein ſolches Geſchäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen ſind.

Shakſpeare und Calderon haben ſolchen Vorleſungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das impoſante Fremde, das bis zum Unwahren geſteigerte Talent, der deutſchen Ausbildung ſchädlich werden müſſe!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks iſt Anfang und Ende aller Kunſt. Nun hat aber eine jede Nation eine

von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menſchheit abweichende beſondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerſtreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derſelben hingäben, unſere eigene charakteriſtiſche Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falſches Shakſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht, wie dieſe zwey großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

Eine völlige Gleichſtellung mit dem ſpaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſo viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man ſo etwas irgend einem Publicum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſey, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an ausländiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeit lang herauszugehen.

Deutſche Literatur.

Literariſcher Sansculottismus.

1 7 9 5.

In dem Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks, und zwar im Märzſtücke dieſes Jahres, findet ſich ein Aufſatz über Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen, den die Herausgeber, wie ſie ſelbſt bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unſrerſeits, tadeln ſie nicht, daß ſie dieſes unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugniſſe von der Art eines Zeitalters aufbehalten ſoll, ſo iſt es zugleich ſeine Pflicht auch deſſen Unarten zu verewigen. Zwar iſt der entſcheidende Ton und die Manier, womit man ſich das Anſehen eines umfaſſenden Geiſtes zu geben denkt, in dem Kreiſe unſrer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menſchen in ein roheres Zeitalter ſind zu bemerken, da man ſie nicht hindern kann; und ſo mögen denn dieſe Zeilen in dem was wir zu ſagen haben, ob es gleich auch ſchon oft und vielleicht beſſer geſagt iſt, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unſere Schriftſteller, auch noch billige und dankbare Geſinnun-

gen gegen dieſe, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfaſſer bedauert die Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflich claſſiſch proſaiſchen Werken und hebt alsdann ſeinen Fuß hoch auf, um mit einem Rieſenſchritte über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinwegzuſchreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſiret, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält, und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt ſtrenger ſind als die verworrnen Prätenſionen eines Therſiten, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſey es von uns, den übelgedachten und übelgeſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unſre Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sansculottismus, zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk, höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er ſelbſt vom Nationalgeiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſo viel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher, möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige was

ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anſtändig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammenhält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunkt verrückt. Man ſehe unſre Lage wie ſie war und iſt; man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich deutſche Schriftſteller bildeten, ſo wird man auch den Standpunkt, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dieſes oder

jenes

jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Literatur hin=
geriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſchereyen, genö=
thigt, um ohne Anleitung ſeine eigenen Kräfte zu prü=
fen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem
überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unter=
richtet was man machen kann; immer wieder irre ge=
macht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das
das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Ver=
gnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Be=
kanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile
des großen Reichs zerſtreuten Menge; geſtärkt durch
mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet
ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen
Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für
eine Familie, ſich nach außen umzuſehen zwingt und wo
er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die
er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß,
dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausge=
bildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher
deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem
Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener
Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit ge=
ſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen
Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider
nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der
höhern Claſſen durch fremde Sitten und ausländiſche
Literatur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat,

hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiednen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſres Wieland's, eines Mannes, deſſen wir uns, troß dem Knurren aller Smelfungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correcturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers, die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothekar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jezt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am ſtärkſten entgegengeſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen, ſich jeder auf ſeine eigene Weiſe ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halb-Kritiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt jederman gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſere kritiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert ſich bei'm Deutſchen mehr

und mehr, und die Ueberſicht wird klårer. Eine wůrdige Philoſophie macht ihn, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen, mit ſeinen Geiſteskråften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemůhungen ſo mancher Månner ſetzen den Jůngling frůher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemåß, mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heitrer billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publicum nicht durch einen mißlauniſchen Krittler werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemůhungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden låſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgůltig machen könnten.

Deutſche Sprache und Verwandtes.

Deutſche Sprache.

Einige jüngere Kunſtgenoſſen welche den erſten Aufſatz des zweyten Heftes von Kunſt und Alterthum geleſen, und daſelbſt die alterthümelnde, chriſtelnde Kunſt nicht zum beſten behandelt fanden, erwehrten ſich nicht der Frage: ob denn die Weimariſchen Kunſtfreunde, im Jahre 1797, als der Kloſterbruder herausgegeben ward, ſchon derſelben Meinung geweſen, ob ſie ſchon damals die neue Richtung der deutſchen Kunſt gemißbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieſes Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, ſondern wollten es für eine Gewiſſensſache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die ſtrebenden Künſtler, beſonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um ſo ſchädlich einſchleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verſchiedenes erwidern: es ſey nämlich in allen ſolchen Fällen ein eben ſo gefährlich als unnützes

Unternehmen, verneinend, abrathend, widerſtrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf dieſem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, ſo ſey es ſchwer, ja faſt unmöglich ſie zu überzeugen, daß hieraus für ſie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entſtehen werden. Man habe daher dieſer Epoche ſtillſchweigend zugeſehen, wie ſich denn auch der Gang derſelben nur nach und nach entwickelt. Unthätig ſey man aber nicht geblieben, ſondern habe praktiſch ſeine Geſinnung anzudeuten geſucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die ſiebenjährige Folge Weimariſcher Kunſtausſtellungen, bei welchen man durchaus nur ſolche Gegenſtände als Aufgabe gewählt, wie ſie uns die griechiſche Dichtkunſt überliefert, oder worauf ſie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunſttrieb verſpätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müſſen von dem Strome ſelbſt hinab gezogen zu werden.

Da man nun ſich von dieſen Umſtänden unterhielt, kam die neuſte Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derſelben einiges mißfällig ſeyn könnte, ohne daß man ſich deßhalb öffentlich zu erklären Luſt und Befugniß habe. Eine hierüber fortgeſetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewiſſensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachſchicke, ſo entſchloſſen wir

uns über deutſche Sprache und über den Fug und Unfug welchen ſie ſich jetzt muß gefallen laſſen, ein Wort mitzuſprechen. Glücklicherweiſe fiel uns ein Aufſatz in die Hände, den wir unſern ſämmtlichen Leſern bekannt wünſchen, damit durch fremden Mund ausgeſprochen werde wie wir ungefähr ſelbſt denken.

Von der Ausbildung der deutſchen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angeſtellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemeſis gefunden. Wir ſind dem Verfaſſer vielen Dank ſchuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über dieſe Angelegenheit unſere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unerſetzlichen Schaden der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, ſelbſt mit redlicher Ueberzeugung und aus beſter Abſicht, eine falſche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geſchehen will. Da wir nun alles was und wie er es geſagt unterſchreiben, ſo enthalten wir uns alles Weiteren und ſagen nur ſo viel von ihm ſelbſt, daß er nicht etwa ein Undeutſcher, ein Entfremdeter ſey, ſondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünſchen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweiſen.

Carl Ruckſtuhl, im Kanton Luzern, von angeſehenen Eltern geboren, erhielt den erſten Unterricht in ſeinem Vaterlande. Zum Jüngling herangewachſen,

bezog er die Univerſität Heidelberg und widmete ſich daſelbſt, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu ſuchen ſey, vornehmlich philologiſchen Studien. Da er ſeinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünſchte, vertrat er, um ſich praktiſch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kanton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unſeres Welttheils wieder gefährdet ſchien, folgte derſelbe dem edlen Triebe, perſönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab ſich als Freiwilliger unter das preußiſche Heer, mit dem er auch ſiegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wiſſenſchaft nicht vergeſſen, ſondern ſowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutſchland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung noch höher zu ſteigern; daſelbſt hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufſatz geſchrieben.

Wir wünſchen daß er fortfahren möge ſeine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes ſtiften, beſonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt die in dieſem Fache wirken, ſondern, wie er es ſelbſt ausſpricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Laſſen ſich treue Bemerkungen erlaubt. Da dieſe Schrift von vie-

len Deutſchen geleſen und beherzigt werden ſollte, ſo wünſchen wir bald einen einzelnen Abdruck derſelben, von dem wir uns die beſte Wirkung verſprechen.

Einer freieren Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Weg iſt, würde ferner ſehr zu Statten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches deutſche Dichter in der lateiniſchen Sprache ſeit drey Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutſche ſich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen ſpricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Ueberſetzer des erſten, Herr Paſſow, dieſe verdienſtliche Arbeit. Zugleich würde er beachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateiniſch die Weltſprache war, in ihr gedichtet und ſich auf eine Weiſe unter einander verſtändigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft eben ſo dichtet als wenn es eine fremde wäre. Dieſes iſt aber alſo zu verſtehen: wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft

und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebner Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeſchichte, ſo wie durch die Welthiſtorie, ſchleichen oftmals kleine, geringſcheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltſamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufſatz willkommen ſeyn, der uns vor Augen ſtellte wie ſeit vierzig Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen, ſowohl franzöſiſchen als italiäniſchen Opern, deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben. Unſer lyriſches Theater hat ſich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geſchwungen; wir haben die vorzüglichſten Productionen des franzöſiſchen lyriſchen Drama's auf unſern Bühnen geſehen; die italiäniſchen Opern ſind uns nicht fremd geblieben; deutſche Singſtücke, von deutſchen Meiſtern componirt, vergnügen den Geiſt, erheben das Gemüth ſeit vielen Jahren. Geſchmack und Einſicht verbreiteten ſich dadurch über die ganze Maſſe des Publicums und für die lyriſche Poeſie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unſchätzbare Vortheil, daß ſie immer ſingbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöſe, patriotiſche, geſellige, leidenſchaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unſere ernſte charak-

teriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfältiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpieldirector Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das neckiſche Milchmädchen mit den täppiſchen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch anſprechende Muſik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten ſpendete: denn von jener Zeit an läßt ſich die Geſchichte der deutſchen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Muſikaliſchen Zeitung, der ſich dieſer Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Ueberſicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutſche nichts Wunderlicheres thun könnte, als ſich in ſeinen mittelländiſchen Kreis zu beſchränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles deſſen was er ſeit einem halben Jahrhundert fremden Völkern ſchuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon iſt gegenwärtig zu ſchweigen beſſer, die Zeit wird kommen wo der Deutſche wieder fragt, auf welchen Wegen es ſeinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbſtſtändigkeit zu bringen, deſſen ſie ſich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutſche ſeine vollkommene Ausbildung innerhalb unſerer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielſeitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, beſonders aber einem gewiſſen Mittelſtand zu Gute gehn, wie ich ihn im beſten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutſchland ſo viele wohlgelegene, wohlbeſtellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daſelbſt, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter ſolcher Familien, auch Landgeiſtliche in ſo fern ſie Erzieher ſind. Dieſe Perſonen ſämmtlich, die ſich zwar in beſchränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein ſittliches Behagen fördernden Verhältniſſen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Mutterſprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Abſicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der ſich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Mutterſprache zugleich reinigen und bereichern iſt das Geſchäft der beſten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweiſ't ſich öfters geiſtlos: denn es iſt nichts

bequemer als von dem Inhalt abſehen, und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekůmmern aus was fůr Elementen er beſtehe; der geiſtloſe hat gut **rein** ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fůhlen welches kůmmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten låßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen můſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll. Poeſie und leidenſchaftliche Rede ſind die einzigen Quellen aus denen dieſes Leben hervordringt, und ſollten ſie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergſchutt mitfůhren, er ſetzt ſich zu Boden und die reine Welle fließt darůber her.

Redensarten

welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.
Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.
Aufrichtig geſprochen.
Ohne Umſchweife geſagt.
Geradezu.

Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorſtehende Sammlung, die ſowohl zu ſcherzhaften als ernſten Betrachtungen Anlaß geben kann, entſtand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch perſönlich unter uns lebte und wirkte. Dieſer kräftige entſchiedene Mann konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen oder wohl gar ſchriftlichen Vortrag einſchob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewiſſermaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit näher zu bedenken, woher dieſe höflichen, vorbittenden, allen Widerſpruch des Hörers und Leſers ſogleich beſeitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge dieſe Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt ſeyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftſteller zu ſehr von ſeiner Meinung überzeugt iſt, als daß er von ſolchen demüthigen Phraſen Gebrauch machen ſollte.

Urtheilsworte
franzöſiſcher Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.

abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.

force.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
léger.
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
viellerie.
volumineux.

Karge Zeugniſſe des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grace.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légèreté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten —

Was wir hatten wo iſt's hin?
Und was iſt denn was wir haben? —
Nun! wir ſprechen! Raſch im Fliehen
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Einſicht und Charakter des Menſchen offenbart ſich am deutlichſten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, weſſen er bedarf; und ſo bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zuſtand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch ſo iſt es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuſtänden gemäß bleiben. Griechiſche und römiſche Terminologie dieſes Faches beſitzen wir, neuere Kritik zu beurtheilen gebe Vorſtehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Menſch ſo auch die Nation ruht auf dem alt-Vorhandenen, Ausländiſchen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbſtgeleiſteten; aber nur inſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verſteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernſt und Vorurtheil am Alterthum und man muß ihm mit Parallel-Stellen aus Horaz beweiſen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakſpeare's freier Geiſt der Nation gewährt, iſt nicht auszuſprechen. Die Franzoſen haben, durch Einführung mißverſtandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poeſie der-

geſtalt beſchränkt, daß ſie zuletzt ganz verſchwinden muß, da ſie ſich nicht einmal mehr in Proſa auflöſen kann. Der Deutſche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, ſobald er das ſchädliche Beſtreben aufgibt die Nibelungen der Ilias gleich zu ſtellen.

Die günſtige Meinung die ein trefflicher Fremder uns Deutſchen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche ruſſiſch-kaiſerliche Staatsrath Ouwaroff gedenkt in ſeinem ſchätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter; St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unſerer in Ehren alſo: „Die Wiedergeburt der Alterthums-Wiſſenſchaft gehört den Deutſchen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; ſollte aber die höhere Philologie ſich einſt zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, ſo könnte eine ſolche Palingeneſie wohl nur in Deutſchland ſtatt finden. Aus dieſem Grunde laſſen ſich auch gewiſſe neue Anſichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deßwegen habe ich deutſch geſchrieben. Man iſt hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politiſchen Vorranges dieſer oder jener Sprache in der Wiſſenſchaft zurückgekommen. Es iſt Zeit daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am näch-

ſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geiſtreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beſchränkung eines erkältenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt jedesmal **die** Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker.

Unter dieſer Rubrik hatte ich vorſtehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunſt und Alterthum mitgetheilt, wo freilich ſehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erſcheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4 Februar 1819 ſich beſchwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die franzöſiſche Nation beſchuldigt. Er thut dieß jedoch mit ſo vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beſchämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, deſſen Entdeckung ich ihm und meinen Leſern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anſtand, daß der Correſpondent des wahren Freiſinnigen zu Brüſſel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten ſich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden ſogleich einfallen ſollten. Wie dieſes zu erklären, mag die Ge-

ſchichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm ſich in der damals ausgezeichneten geiſt- und talentvollen Pariſer Geſellſchaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines ſo außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beſchloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literariſchen und weltgefälligen Inhaltes, ſchriftlich zu verſenden an fürſtliche und reiche Perſonen in Deutſchland, um ſie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigenſten Leben der Pariſer Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuſtänden man äußerſt neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich anſehen konnte. Dieſe Tagesblätter ſollten nicht nur Nachrichten enthalten, ſondern es wurden die herrlichſten Arbeiten Diderots: die Kloſterfrau, Jacob der Fataliſt u. ſ. w. nach und nach, in ſo kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerkſamkeit und jedes gierige Beſtreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunſt hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieſer Blätter beſchieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu ſtudiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menſchen und ihrer

Productionen willig anerkannt, geſchätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmiſchen Correſpondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterſchilderung, Darſtellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken ſey, mehr ſcheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eignen Unterrichts, jene ſämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in ſpäterer Zeit zu ſondern und alphabetiſch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernſt, und ſo blieben ſie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmiſche Correſpondenz im öffentlichen Druck erſchien, las ich ſolche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und ſtieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn auf's neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da ſuchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ ſie, geiſtiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerkſamkeit zu ſchenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in dieſem voluminöſen Werk zu finden ſeyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen ſchien, auf einem einzigen Schriftſteller haften bleibe, ſo behalten wir uns vor, nächſtens im Allgemeinen über dieſen höchſt wichtigen literariſchen Gegenſtand zu ſprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten iſt es längſt bekannt, daß bei Verbeſſerung alter Manuſcripte manchmal bemerkt wird, daß ſolche dictirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entſtanden, aufmerkſam zu ſeyn Urſache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarſten Beiſpiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigſtens zu einem gewiſſen Fache nicht gerade gebildeten Perſonen dictirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, ſolche aber nicht ſogleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines ſolchen Abracadabra zu entziffern, leſe ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und ſpreche

das unverſtändliche Wort ſo lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte ſich ergibt.

An den Hörfehlern aber iſt der Dictirende gar oft ſelbſt ſchuld. Man horche nur, wenn in Geſellſchaften vorgeleſen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauſpielern auf! Dieſe, ſelbſt beſſere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Perſonen, Länder und Städte undeutlich auszuſprechen. Mir ſchien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein ſolches Wort ihre Empfindung nicht anſpricht und ſie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entſpringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen ſeine Stellung verändert, ſich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meiſt ſo richtig ſeyn, weil der Dictirende ſeinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen iſt ſo vielen aufmerkſamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverſtändlichkeit ihrer Lehrer klagen, ſo kommt es daher, weil dieſe zwar die Wiſſenſchaft in ſich tragen, ſie aber nicht außer ſich zu ſetzen wiſſen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden dieſe Gabe von Natur verliehen iſt.

Der Hörer aber und ſein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren

und denken kann. Wer keine Schulſtudien hat, kommt in den Fall alle lateiniſchen und griechiſchen Ausdrücke in bekannte deutſche umzuſetzen; dieſes geſchieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Ausſprache dem Schreibenden unbekannt iſt.

Höchſt merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, ſeltſam klingende Worte in bekannte, ſinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünſchen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor, daß der Hörer ſeine inwohnende Neigung, Leidenſchaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes ſetzt, den Namen einer geliebten Perſon, oder eines gewünſchten guten Biſſens einfügt.

Hör=Fehler.

Anſtatt	lies
Beritten	Pyriten.
Schon Hundert	John Hunter.
Daß ſie die älteſte . . .	das Ideellſte.
und Damen	und Ammen.
gnädigſt	zunächſt.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die ſie ſchätzt	die Sujets.
Küchenſeite	Kirchenſeite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.

Anſtatt	lies
Reſidenz	Evidenz.
ſehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen	geſchwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einſeitigen Leſern . . .	einſichtigen Leſern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Zunge.
gefürſtete	gefürchtete.
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhäbig.
Trojaniſche Säule . . .	Trajaniſche Säule.

Verwandlung franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der deutſchen Menge.

Imbuhß (Einbuße) . . .	Impoſt.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	renoviren.
Inſpectrum	Inſpector.

Verwandlung eines deutſchen Worts durch franzöſiſche akademiſche Jugend.

Verjus (unreifer Traubenſaft) . . . . Ver—ruf.

Ueber dieſe Mängel hat niemand mehr Urſache nachzudenken als der Deutſche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren ſollen, gar oft ſtumpfe, nachläſſige Correctoren, beſonders bei Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, unzählige Fehler ſtehen laſſen, die oft erſt am Ende eines zweyten und dritten Bandes angezeigt werden.

Iſt man nun bei'm Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer?

Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die, ſowohl in ſchönem, prächtigem Druck als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreien, Ehre und Freude ſetzen; ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel, durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender

Schritt

Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohne- hin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu be- zeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer, wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als literariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auf- fallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aus- hängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitun- gen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkom- men als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwidern: eben deßhalb weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer ange- ſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerk- ſamkeit genug. Wie dem auch ſey, wenn das Uebel

nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Hei-
lung vorbereitet. Mögen einſichtige Druckherren über
dieſe, ſie ſo nah angehende Angelegenheit in unſeren
vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen und über
das was zur Förderung der guten Sache wünſchens-
werth ſey, ihrer näheren Einſicht gemäß, die wirkſam-
ſten Aufſchlüſſe geben.

Der Pfingſtmontag,

Luſtſpiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Verſen. Straßburg 1816.

Das große Verdienſt dieſes Kunſtwerks um die deutſche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutſchen, lebhaft und ausführlich dargeſtellt zu haben, iſt wohl eben Urſache, daß es nicht nach ſeinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verſchließt es ſich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher verſuchen deſſen Vorzüge unſern ſämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anſchaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, ſagt der Verfaſſer, ſpricht ſich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in feinen Abſtufungen, eine beſondere National-Charakteriſtik darbietet.“ Dabei drängte ſich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch ſo manche Idiotiken ge-

worden iſt, ſo kann man doch nicht abläugnen, daß jene, ſo eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abſtufungen unter der Form eines alphabetiſchen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer ſich dieſes oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in ſolchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinſten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Behandlung hat ein, mit dem Straßburger Volkskreiſe von Jugend auf innigſt bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollſtändigkeit des Anſchauens und an geiſtreicher Darſtellung unendlicher Einzelnheiten wenig ſeines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Perſonen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Geſinnung, Denk- und Sprechweiſe contraſtiren durchaus, indem ſie ſich wieder ſtufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meiſt dramatiſch lebhaft; weil ſie aber ihre Zuſtände ausführlich entwickeln ſollen, ſo neigt ſich die Behandlung in's Epiſche, und, damit uns ja die ſämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfaſſer den anmuthigſten lyriſchen Abſchluß herbei zu leiten. Die Handlung iſt

in das Jahr 1789 geſetzt, wo das althergebrachte Straß⸗burger Bürgerweſen ſich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und ſo wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Anden⸗ken eines Zuſtandes erhält, welcher ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durch einander gerüttelt wor⸗den. Die auftretenden Charaktere ſchildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, auf's zärt⸗lichſte gegen ſeine einzige Tochter geſinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorſchein und ſpielt ſchon durch ſein Außenbleiben eine Rolle. Dor⸗the, ſeine Gattin; wackere Hausfrau, ſtrenge Wirth⸗ſchafterin; gar vielem was ſie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerſtrebend. Liſſel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorſam, theilnehmend, wohlthätig, unſchuldig liebend, ſich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerſpritzen⸗macher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanicus ſich höher verſteigend, an Sym⸗pathie glaubend, nicht weniger an Phyſiognomik und dergleichen. Roſine, deſſen Gattin; verſtändige ge⸗mächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünſchend. Er iſt Wolfgang genannt, Magiſter und Abendprediger; im Beſitz hoch⸗deutſcher Sprache und Bildung; einfachen, vernünfti⸗

gen, verſtändigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Chriſtinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider ſchon die älteſte ihrer Geſpielinnen; guter Art, aber eifrig und liſtig, gewandt, nach Heirath ſtrebend. Licentiat Mehlbrüh; Hageſtolz, Carricatur eines alten, halbfranzöſirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutſche Cultur und Sprache, einigermaßen enthuſiaſtiſch, halbpoetiſchen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geiſtlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und ſchön wie Liſſel, an auffallend-würdiger Geſtalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaiſersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meiſterſtück eines wackern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohſte, heftigſte, mit Schimpf- und Drohworten freigebigſte Perſon. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerſtreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Chriſtlieb, Pfarrer aus dem Ortenauiſchen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erſt gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzuſtellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu laſſen. Hiebei iſt unſere Hauptabſicht, denen die es leſen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachſchwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erſter Aufzug.

(Pfingſtſonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe ſchilt ihre Tochter Liſſel ſehr heftig, daß ſie einen Spaziergang mit den Eltern ausſchlägt, worauf ſie ſich doch vor kurzem ſo ſehr gefreut habe. Der Vater nimmt ſich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt ſich begütigen und geht mit dem Vater allein ſpazieren. Kaum iſt Liſſel von ihnen befreit, ſo erklärt ſich daß ſie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von deſſen holder, tüchtiger Perſönlichkeit ſie ganz und gar durchdrungen iſt. Nur bedauert ſie, daß er das wunderliche Hochdeutſch rede, worin ſie ſich nicht ſchicken könne. Sie wünſcht in Deutſchland erzogen zu ſeyn und nicht in einer unglücklichen Penſion an der lothringer Gränze, wo ſie weder deutſch noch franzöſiſch gelernt. Chriſtinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Liſſel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt iſt ſie voll ſtiller Freude. Seine geſuchte ſchwülſtige Rede bleibt den guten Mädchen un=

verſtändlich, ſie legen ſich's gar wunderlich aus. Eben ſo verſteht er ſie nicht, als ſie verlangen, daß er ſie auf dem Spaziergang begleiten ſoll. Endlich werden ſie einig; Liſſel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie ſie den Eltern verſprochen, mitzunehmen. Reinhold ſoll indeſſen ſeinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutſch-franzöſiſche Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen ſogleich ab, daß ſie einen Spaziergang vorhaben und droht ſie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden ſie ihn los. Chriſtinel entfernt ſich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Roſine treten auf, ſie quälen Liſſeln mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da ſie mit ihnen zu ſpazieren gleichfalls ablehnt, gehen ſie weiter. Chriſtinel tritt zu Liſſel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß ſie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es ſey der Wolfgang gemeint. Chriſtinel bleibt allein und es ergibt ſich, daß ſie auf Reinholden ſelbſt Abſicht habe. Dieſer und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen ſich zur ſchlichten Proſe, damit das Mädchen ſie verſtehe. Sie gebraucht nun die Liſt erſt von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert ſich befremdet, und ſie ſagt ihnen keck und kühn in's Geſicht der Gegenſtand ſey Liſſel. Reinhold,

über den Verrath ſeines Freundes aufgebracht, entfernt ſich, Wolfgang ihm nach, Chriſtinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch ſie den Platz verlaſſen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt ſich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt ſey, jetzt nur gegen ſie zurückhaltend, weil er die Einwilligung ſeiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Liſſel zu verheirathen wünſchten, erſt durch Vorſprache bedeutender Gönner müſſe zu erlangen bemüht ſeyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die ſtrenge haushälteriſche Knauſerey zeigt ſich an dieſer, an jener eine hübſche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und ſpricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antaſtlich zu ſcharmiren; das Mädchen, neckiſch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd ſchickt ſich an ihn wieder herzuſtellen, und im Geſpräch wird verplaudert, daß Liſſel den Reinhold heirathen werde. Er ſelbſt ſcheint Abſicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er ſeine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt ſich an als liebend und leidend. Nie iſt

eine volle, herzliche, auf das Verdienſt des Geliebten gegründete Leidenſchaft ſchöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröſtet ſie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweiſen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zuſtand durch ein Kopfweh entſchuldigt, iſt er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeſchichten, als die Mutter, um ſeine Fragen abzulehnen, vorgibt: es ſey der Tochter eine geliebte Katze geſtorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Liſſels Heirath kommt zur Sprache, Gläßler und Chriſtinel treten auf, jener iſt herzlich und heftig verliebt in Klärl und erhebt ihr Verdienſt faſt ausſchließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umſtändlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er ſich als Hageſtolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Chriſtinel eintreten und er umſtändlich erzählt wie ihn die Mädchen myſtificirt. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakoniſch unſchätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar ſolche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht ſonderlich beſtellt ſey. Gläßlers Colmariſcher Patriotismus äußert ſich eben ſo derb und

tüchtig wie ſeine Liebe; er fragt: ob ſie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet ſich ſolchen Lärm in ihrem Hauſe. Licentiat entfernt ſich. Chriſtinel, nach ihrer anſchmiegenden Weiſe, erkundigt ſich bei Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beſchreibt das Oberelſaß lakoniſch, deſſen Berge, Schlöſſer, Hügel, Thäler und Flächen; es erſcheint vor unſerer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch ſelbſt Pferde, um ſeine Freunde und ſeine Gäſte, die er hiermit einlädt, überall herumzukutſchiren. Chriſtinel hilft ihm ſchmeichleriſch nach, Klärl nur lakoniſch und begibt ſich, ein Uebelſeyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere geſteht Gläßlern: daß ihre Tochter ſich um Wolfgang gräme. Gläßler antwortet: es ſey ihm ganz recht: denn wenn jener ſie verlaſſe, könne ſie ihn ja haben. Gläßler allein, drückt ſeine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört, Klärl ſey krank, fragt er leidenſchaftlich: warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergibt ſich, daß dieſer nicht untreu ſey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müſſe. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verſtändige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der ſämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäſte zum Abendeſſen geladen. Frau Dorthe findet ſich ein, entſchuldigt bei Frau Roſinen, daß ſie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu ſehen iſt, nicht mitbringen können. Auf Kinderſpiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet ſich nun das Geſpräch. Sie ſehen hierauf durch's Fenſter Baſe Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt ſich als leidenſchaftlich gemein, ſchüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, ſchildert ihn als Trunkenbold und von den ſchlechteſten Sitten. Endlich entdeckt ſich's, woher ihre Wuth ſich ſchreibe! Er hat nämlich einmal, ſie nicht kennend, gefragt, oder ſoll gefragt haben: Wer iſt denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieſes gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da ſie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raſerey hat keine Gränzen, ſie droht ihm aufpaſſen, ihn ausprügeln zu laſſen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schickſal und unglückliche Erziehung wird meiſterhaft geſchildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Roſine den Argwohn, daß Liſſel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, ſondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt ſich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen ſie

zu ſehen ob der Abendtiſch gut gedeckt und beſtellt ſey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Bei'm Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen ſie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben an Sympathie und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht in's Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchätzt ſein Glück hier zu heirathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärchens zu ſeinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chriſtinel treten auf und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das ſchlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorſatz Reinholden, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der Licentiat tritt auf, und da er ſeine Abſichten auf Liſſel immer noch durchzuſetzen gedenkt, iſt ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falſche Wechſel geſchmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, ſie glauben dem Gerücht, daß Rein-

hold ein Schelm ſey und beſchließen, daß beide Fami-
lien ſich vor ihm in Acht nehmen ſollen, bis der Han-
del aufgeklårt iſt. (Starkhans Wohnung.) Er und
Liſſel kommen. Der Vater gibt ihr ſcherzhaft zu rathen
auf, was er ihr für ein Geſchenk beſtimme? Nachdem
er ſie lange hingehalten lös't er endlich das Råthſel und
ſagt: es ſey ein Mann! Liſſel, nur an Reinhold den-
kend, låßt es ohne weiters gelten. Für ſich allein
drückt ſie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mut-
ter kommt, auch dieſe ſpricht von einem Manne; es
erklårt ſich aber bald, daß Wolfgang gemeint ſey. Von
dieſem will Liſſel ein für allemal nichts wiſſen. Mut-
ter und Tochter verzürnen ſich. Starkhans tritt in den
Lårm herein, und da er etwas zu tief in's Glas geguckt,
wird die Sache nicht beſſer. Das Mådchen geht wei-
nend zu Bette; Vater und Mutter machen ſich wegen
der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen ſich. Der Li-
centiat kommt in ſchmutzigen und elenden Umſtånden,
geführt von Glåßler, Chriſtinel und Bryd. Er iſt
denen von Bårbeln angeſtellten Aufpaſſern in die Hånde
gerathen, doch, da ſie ihn bald als den Unrechten er-
kannten, nur oberflåchlich übel zugerichtet worden.
Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg.
Mehlbrüh, ob es gleich ſchon Nacht iſt, kommt zu
Starkhans, offen zu erklåren: daß Wolfgang in eine
Heirath mit Liſſel nicht einſtimme, und da im Verlauf
des Geſpråchs das Vermögen beider Familien in die

Rede kommt, entzweyen ſich die Våter auf's heftigſte; ſodann machen es die beiden Mütter nicht beſſer, und Frau Roſine zeigt ſich zuletzt entſchieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingſtmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten ſich befinden wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, ſind durch Herrn Stettmeiſter bewogen worden in die Verbindung mit Klårchen zu willigen; ſie fühlen ſich über die Ehre, die eine hohe Magiſtrats-Perſon ihrem Wolfgang ſowohl als ſeiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme bewieſen, höchſt entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erſtenmal ſieht, ſelbſt bedeutend ſchön. Eine kurze aber höchſt liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklårt monologirend, daß er die Heirath Glåßlers und Chriſtinels durch eine Ausſtattung begünſtigen werde, da ihr Vormund erſt in einem Jahr, wenn ſie majorenn geworden, ſeine Zuſtimmung geben wolle. Glåßler und deſſen Geliebte haben ſich um ihn, bei dem Unfall von geſtern Abend, ſehr verdient gemacht, er will ſie glücklich wiſſen, da er ſelbſt vom Heirathen abgeſchreckt iſt. Starkhans und Frau Dorthe treten höchſt vergnügt auf. Reinhold iſt aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt

einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entſchiedenen Juriſten und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer ſehr geſchmeichelt iſt und dem Anſuchen Reinholds um Liſſel nicht mehr widerſtehen kann. Die Geſellſchaft verſammelt ſich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieſer frohen Stunde erinnern ſich endlich die beiden Väter, daß ſie noch zu den letzten alten Meiſterſängern gehören, die auf der Herrenſtube bis 1781 geſungen haben. Pfarrer Chriſtlieb aus Ortenau tritt auf, da ſie ſich ſchon feierlich niedergelaſſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert ſingt er ein ſehnſüchtiges Lied in hochdeutſcher Sprache; Wolfgang preiſ't gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige feſtliche Geſelligkeit; Starkhans feiert, im Elſaſſer Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falſch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menſchen begegnet, die in ungeſchicktem Buchſtabiren ſich verwirrend, Quantität und Betonung falſch nehmen. Bäueriſch gemein, aber wacker, beſingt Klaus das Lob ſeiner Annamey. Heiter aufgeregt durch ſo viel Anmuthiges gibt Mehlbrüh

end=

endlich ſeine Einwilligung in die Heirath Gläßlers und Chriſtinels; zum Schluß aber, um das Feſt vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeiſter und Herr Ammeiſter, als Brautführer, an den Garten an. Die Geſellſchaft zieht ihnen mit Blumenſträußen entgegen und ſo iſt Pfingſtmontag, der Starkhanſiſchen Eheleute ſilberne Hochzeit, und ſo manche neue Verbindung auf alle Weiſe gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und deſſen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichſten Motive ſprechen, und da dürfen wir unterrichteten Leſern nicht erſt bemerklich machen, daß dem Verfaſſer eine löbliche Kunſtfertigkeit zu Dienſten ſtehe. Er überſchreibt ſein Stück: der Pfingſtmontag und beſchränkt daher, wie billig, die Zeit ſeiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingſtſonntag nach Tiſche, die vier erſten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erſt, als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingſtmontag hervor. Der Schauplatz iſt abwechſelnd im Hauſe einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbeſtimmt gelaſſenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der

drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit ſeiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerſt getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unſerer Darſtellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen iſt der Verfaſſer in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit ſtrenger Cäſur gewählt, um den Leſer, beſonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu laſſen, welches auch für den aufmerkſamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, ſo ſieht man aus unſerm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatiſch die Anlage des Ganzen ſey. Wenige Hinderungen und Mißverſtändniſſe ſchürzen die unſchuldigen Knoten, die ſich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflöſen. Die Manifeſtation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Perſönlichkeiten abweſender und gegenwärtiger Individuen iſt muſterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreiſe nicht ſelten ſind, mit ſcheinbarer Ungunſt etwas günſtig zu bezeichnen, iſt erfreulich wirkſam, ſo wie directes, redliches Lob, directe, gehäſſige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weiſe, jedoch mit epiſcher Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geſelligen, örtlichen Zuſtänden bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths= und Luſt=Häuſer, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Geſpenſter und was nicht ſonſt! alles kommt ausführlich an die Reihe, ſo daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenloſe Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hauſe in's andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfaſſer verſtändig benutzt, um ſeine ſonſt vereinzelt und zerſtückelt erſcheinenden Scenen vor unſerm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutſche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt ſchon darin einen zarten Unterſchied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Proſe, wie ſie dem proteſtantiſchen Geiſtlichen ziemt, zugetheilt iſt; Reinhold aber einige Floskeln und Phraſen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverſtändlich wird. Liſſel iſt das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanſtalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesſchmerz erhöht, und bei'm Ausdruck der edelſten Gefühle den Elſaſſer Dialekt nicht verläugnend, be-

günſtigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben ſo zeichnen ſich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächſte ſuchend, ſpricht ohne Umſchweif; dieſer, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit ſeiner Sprache überall herumtaſten, ſich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinſten Umgebungen und Verhältniſſe. Der Licentiat Mehlbrüh, beſchränkt und affectirt, gibt die Einmiſchung galliſch-deutſch ausgeſprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterſchaft auf's deutlichſte zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterſcheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Perſonen alle Abſtufungen der Sprache vertheilt ſind, an welchen man Stand, Beſchäftigung und Sitten auf das entſchiedenſte geſondert erkennen kann; deßwegen wir denn dieſem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünſchen.

Und ſo enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menſchenkenntniß des Verfaſſers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einſichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in dieſen reinen Naturmenſchen zu finden und nach-

zubilden. Fürtrefflich gezeichnet ſind Liſſels Aeußerungen einer ſittlich-ſinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verluſt eines einzig geſchätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles iſt ſo tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweiſen wäre. Ja die Worte Liſſels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! ſtehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unſere, vielleicht durch Erinnerung, beſtochene Freude an dieſem Kunſtwerk.

Trafen wir ſodann auf die gewaltſamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäſſige Darſtellung ſo mancher Perſönlichkeit, ſo fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Geſinnung und Redeweiſe ſich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu ſagen, unverändert erhalten habe, indem ſich eine freie, freche, unbändige Originalität in die unterſten Stände geflüchtet. Sebaſtian Brand und Geiler von Keiſersberg ſind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beſchränkten Denkart und einer ſchonungsloſen Darſtellungsweiſe ſchuldig; und wenn Bärbel und Chriſtinel ſprechen, ſo vernimmt man ganz genau die Nachkommenſchaft jener würdigen Männer. Auch dieſe ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren,

läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgemutzt, ſeine Liebhaberey, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenſchiff, die Narrendiligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Geſtellten, ohne beſſer oder anders zu ſeyn, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen

Verbreitung das Unſrige beizutragen. Schon aus dem was wir geſagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die kindlichſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dieß alles war nöthig um eine ſolche Arbeit her=vorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſey, davon kann der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeſchal=tetes Flickwort zu finden ſey.

Das Stück ſpielt 1789, und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinenHauptttheilen nach, ſchon fertig; worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt ſich zu nennen, am beſten belehren kann. Es ward 1816 zum Beſten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bei Straßburg abgebrannten Dörfer, ſo wie der Straßburger Armen=Arbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein ver=ſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer

zweyten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabei folgendes zu beobachten räthlich ſeyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben, ſo würden wir doch in dieſem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entſtellen, die Worte hinter einander weg, wie ſie von oben bis herunter vorkommen; der Leſer fände ſich gleich und leicht. Wollte man ſie zum Schluſſe alphabetiſch wiederbringen, ſo würden die Paar Blätter auch wohl angewendet ſeyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerſt dieſem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutſchen Sprachkenner geſichert zu haben. Ferner werden gebildete und ſich bildende Perſonen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Baſel bis Mainz, dieſes Büchlein als bekannt wieder hervorſuchen, und das ſämmtliche obere Deutſchland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus dieſem verwandten Kunſtwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt ſich ein ähnliches Talent zu gleicher Darſtellung verwandter Zuſtände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutſchland hauſenden Literaturfreunde gelangen werde, ſteht zu erwarten; wenigſtens haben ihm He-

bels allgemein erfreuliche Gedichte ſchon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfaſſer des Pfingſtmontags iſt Herr Arnold, Profeſſor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geiſtreicher, unterrichteter, ſeine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unſere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zuſtandes, der ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durcheinander gerüttelt worden, will ſich nicht beſtätigen; ihr widerſpricht das Alter des Verfaſſers, der nur Zuſtände, wie ſie ſeit der Revolution noch beſtehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man ſich eben verſichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig ſind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfaſſung aufgehoben worden, das alte Bürgerweſen, wenigſtens in der Adminiſtration des Stadteigenthums, inſofern es gerettet worden, ſich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt ſich in Straßburg und im ganzen Elſaß ein eigenthümlicher Geiſt; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand gelüſtet nach der germaniſchen Zerſtücklung. Aber wenn man im politiſchen Sinn ſich gern als Franzoſe betrachtet, ſo ſind doch in jeder anderen Richtung deutſche Cultur und deutſche Sitten überwiegend, und keine der franzöſiſchen Superſtitionen wird jemals dort

tiefe Wurzeln ſchlagen. Dazu kommt ein gewiſſer militäriſcher Geiſt, der beſonders in Straßburg ſich leicht mit den Truppen und mit dem ſich die Truppen leicht befreunden. Zugleich iſt eine gewiſſe Beſonnenheit dort zu Hauſe, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt und Gewalt ſich am beſten vertheidigen läßt. Unſere Entwicklung des Pfingſtmontags iſt in Straßburg abgedruckt und alſo ſchon der erſten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unſer überrheiniſches Luſt- und Sitten-Spiel eine freundlichſte Aufnahme, man verſtand es leicht und vergnügte ſich an Sprach- und Stamm-Verwandtſchaft: denn hier glaubte man das lebendigſte Zeugniß zu ſehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Urſprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutſchland machen ſich Geſellſchaften gebildeter Perſonen, obgleich mit einiger Mühe, das Geſchäft, dieſem Werke ſein Verdienſt abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längſt gern und ſchon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig-möglichen, geiſtigen Sprachverbindung der Deutſchen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu ſo viel Wunderlichem ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutſchen ſollten ihre ver-

ſchiedenen Zungen durcheinander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerey! zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denk-Werkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander ſteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu ſchwächen, in Geiſt und Liebe.

Die heiligen drey Könige.

Manuſcript, lateiniſch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung iſt an einen Biſchof und ſein Capitel, wahrſcheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung geſagt:

Die heiligen Leichname der drey Könige ſeyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient ſey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, ſich daſelbſt erhalten, werde auch in verſchiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun ſey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geſchichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Iſrael aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen ſetzen die Welt in Erſtaunen und machen ſelbſt die Indier aufmerkſam; dieſe ſtellen auf dem höchſten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindſeliger

Einbruch geſchähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben ſollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, ſondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweiſſagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Iſrael aufkommen. Ein Held ſolle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrſchen. Hierüber freute ſich Jung und Alt, da ſie ſeit langer Zeit keinen auslangenden Fürſten gehabt. Nun wird die Anſtalt auf dem Berge Vaus aſtronomiſch und bedeutend, tüchtige Männer werden beſoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie ſie einen ſeltſamen Stern erſehen, ſolches durch verabredete Zeichen verkündigen ſollten; wozu ſie denn freilich die beſte Gelegenheit hatten, indem, bei der öſtlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmoſphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der weſtlicher, an tiefer gelegenen Orten, unſichtbar bleiben mußte. Eine ſo ernſtlich gegründete Anſtalt hat ſich bis in ſpätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangeſehen und aufgenommen. Hier zeigt ſich nun der Urſprung unſerer ſchriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchſten blühte, Fürſten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeiſtliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige

aller Nationen zuſammenfloſſen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geſchlechte Vaus reiſ't nach Acco und bringt die koſtbarſten Schätze mit. Unter andern eine goldne mit Steinen beſetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäiſchen Buchſtaben und ein Stern zu ſehen, in Geſtalt und Gleichniß wie er den drey Königen erſchien. Dieſes Diadem ſoll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallſucht und erfriſchte hinfällige Geiſter. Nachher kam ſie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieſer Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräiſch und chaldäiſch geſchrieben, von Leben und Thaten und ſonſtigen Bezügen der heiligen drey Könige herbei. Dieſe Bücher wurden zu Acco in's Galliſche überſetzt und ſind bei Fürſten und Herren und ſonſtigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und anderen Schriften iſt gegenwärtiges Büchlein zuſammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weiſſagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denſelben durch Patriarchen und Propheten; inzwiſchen freilich die Aſtronomen des Berges Vaus ihre Beob-

achtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fort=
ſetzen.

Endlich erbarmt ſich Gott der ſündigen Welt. Die Fülle der Zeit erſcheint; ein Gebot des römiſchen Kaiſers geht aus; Joſeph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt ſie kümmerlich auf; zum anmuthigſten beſchrieben; Chriſtus wird ge=boren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern iſt aufgegangen und über dem Berge Vaus unbe=weglich ſtehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja ſie überleuchtend mit wunderſam beweglichen, bald da bald dorthin ſchießenden Strahlen und von an=dern ſeltſamen Erſcheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drey weiſe Könige. Zuerſt Melchior, König der erſten Indien, das heißt Nubien u. ſ. w., wie ſeine Reiche beſchrieben werden. Balthaſer, König der zweyten Indien, von Godolien und Saba und wie ſeine Reiche ſämmtlich auf=gezählt ſind. Caſpar, König der dritten Indien, Herr von Tarſus und der großen Inſel Egryſculla, wo gegen=wärtig der heilige Thomas begraben liegt. Dieſe machen ſich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wiſſen; die Menſchen erſchrecken über ſolchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf ſonder=baren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüſte gleichen ſich vor ihnen aus; ohne Speiſ' und Trank kommen ſie und die Ihrigen in dreyzehn Tagen nach

Judäa. Melchior und Balthaſer und auch endlich Caſpar gelangen, jeder von ſeiner Seite, an den Calvarienberg; ein ſtarker Nebel fällt ein, der Stern verſchwindet und ſie ſind in großer Verlegenheit. Endlich klärt ſich der Himmel auf, ſie finden, erkennen und begrüßen ſich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geſchichten und Begebenheiten, und obgleich verſchiedene Sprachen redend, verſtehen ſie ſich vollkommen, ein künftiges Pfingſtfeſt vorbedeutend. So nahe bei Jeruſalem halten ſie für räthlich bei'm König Herodes einzuſprechen; dieſer wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müſſe in Bethlehem geboren ſeyn. Der Stern erſcheint wieder, viel ſtärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und deſſen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieſes Zuſammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten ſind die erſten Gläubigen aus dem jüdiſchen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erſtlinge der Heiden, die ſich künftig zu Chriſto wenden ſollen. Die Aermſten aus der Nähe, die Reichſten aus der Ferne treffen hier zuſammen und dieſe werden erſt durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden ſich auf's prächtigſte, der Stern geht voran und leitet ſie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle ſtehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des

Sterns

Sterns vermehrt ſich, durchdringt mit herrlicher Phos-phoreſcenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glü-henden Ofen.

Anmuthige Beſchreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbe-tend, überreichen ihre Geſchenke. Melchior Gold, Bal-thaſer Weihrauch, Caſpar Myrrhen, geringe Gaben, wie ſie ihnen bei'm Abſteigen ſogleich in die Hand fielen: denn auf Kamelen und Dromedaren führen ſie gränzen-loſe Schätze mit ſich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrſcher des Morgen-landes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Kö-nigin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen dieſen Koſtbarkeiten findet ſich doch das Koſtbarſte, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch beſeſſen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen ſeiner Allherrſchaft; dieſen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläſ't ihn an und er zerſtiebt in die Luft.

Die Audienz iſt geendigt und die frommen, bisher ſtrenge Faſten ausübenden Könige ſpeiſen und ſchlafen zum erſtenmal. Sie werden im Traum von der Rück-reiſe zu Herodes abgemahnt, ſie ziehen auf einem an-dern Weg in ihre Lande. Auf der Herreiſe hatten ſie nur dreyzehn Tage zugebracht, vom Chriſttage bis Epi-phanias; auf der Rückreiſe brauchten ſie zwey Jahre,

damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demſelben dem Chriſtkind eine Capelle, beſtimmen dabei ihre Gräber und vertheilen ſich nach den drey Reichen.

Indeſſen, gleich nach dem Abzug dieſer edlen Gäſte, begibt ſich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joſeph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die, in dieſem Fall freilich ſehr beſchwerlichen, indiſchen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, ſo in's Enge gezogen, daß ſie in dem Futterſack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei mahleriſcher Vorſtellung der hohen Flüchtigen niemals vergeſſen wird. Der Aufenthalt in Aegypten gibt Gelegenheit zu anmuthigen Geſchichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balſam und ſonſtige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Chriſti Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umſtändlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien ſendet. Dieſer gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußerſten Oſten, predigt das Evangelium, zerſtört den Götzendienſt; die heiligen drey Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, beſuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er ſie, erzählt Chriſti Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erſtlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu.

Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht ſeine drey Könige zu Erzbiſchöfen. Weil ſie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenſchaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle ſeine Nachfolger den gleichen Namen führen ſollen.

(Dieſe haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Geſandte nach Rom geſchickt.) Die Könige ſterben, erſt Melchior, dann Balthaſer, dann Caſpar und werden mit den höchſten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt ſich die chriſtliche Lehre, Ketzereyen miſchen ſich ein, das Heidenthum ſtellt ſich her, die ehrwürdigſten Localitäten werden vernachläſſigt, beſudelt und mit Götzendienſt befleckt. Unter dieſem Druck ſeufzt der Orient, bis endlich Helena, Conſtantins Mutter, den heilig-claſſiſchen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle ſäubert, mit Kirchen- und Kloſter-Gebäuden in Beſitz nimmt, die koſtbarſten Reliquien unverſehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und ſich um die wanderluſtige Chriſtenheit das größte Verdienſt erwirbt.

Nun gedenkt ſie auch der heiligen drey Leichname, bringt ſie vom Berge Vaus nach Conſtantinopel; ſpäter werden ſie nach Mailand verſetzt und endlich im

Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet ſich ihre Verehrung über den ganzen Weſten; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn ſelbſt die ketzeriſchen Chriſten müſſen Werth und Heiligkeit derſelben anerkennen. Hier folgt nun umſtändliche Nachricht von vielerlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drey Könige: als, Nubianer, Soldaner, Neſtorianer, Lateiner, Juder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieſer Gelegenheit werden auch einige Nachrichten hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweiſung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich geprieſen ſolche Reſte zu beſitzen, und zum Schluß die Geſtalt der Erſtlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher ſie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umſtändlich beſchrieben.

Vorgedachtes Manuſcript iſt auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zuſammengebrochenem Klein-Folio entſteht. Leinenpapier, quergeſtreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite iſt die Form des Quadrats, wodurch der Text zuſammengehalten wird, ſehr fein liniirt; auch ſind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und ſorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fan=

gen mit einem großen rothen Buchſtaben an, innerhalb des Textes ſind manche größere Buchſtaben zu einiger Unterſcheidung, von oben herunter, roth durchſtrichen. Hieraus folgt, daß das Manuſcript im Ganzen wohl zu leſen ſey, übrigens gut erhalten, auch in ſpäterer Zeit mit ſchwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleſerliche Randſchrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weiſen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen hiſtoriſchen Vorfallenheiten geſprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreyzehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Prieſter Johannes Geſandte nach Rom ſoll geſchickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine ſpätere Copie ſeyn ſollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt ſey.

Der Biſchof an den es gerichtet iſt, heißt Florenz von Vulkannen, Biſchof der Münſter-Kirche. Ob dieß nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieſer, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden? wird ſich erweiſen; daß es in Köln und für Köln geſchrieben ſey ergibt ſich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrſcheinlichem, Wirklichem, bis zur letz-

ten und individuellſten Schilderung zuſammengeſchmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfaſſer nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande geweſen, ſo ſcheinen doch ſeine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte ſich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; alles iſt neu und friſch und läuft, wie der Auszug beweiſ't, geſchwätzig hinter einander weg; wobei ſich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derſelben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugſamen Spielraum läßt, ſich das Unwahrſcheinliche, Unmögliche ſelbſt auszubilden, ſo iſt der Hörer zufrieden, und der Rhapſode darf kühnlich vorſchreiten; bei einer proſaiſchen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakoniſche Ueberlieferungen ausführlich auszuſpinnen, findet ſich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis in's Einzelne durchgeführten Fabel manche Widerſprüche hie und da hervortreten und ſelbſt den gläubigſten Hörer ſchütteln und irre machen. Will man jedoch auch dieſe Weiſe gelten laſſen, ſo kann man ſich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich ſo

manchem andern, wie ſehr von Paläſtina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie ſie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Perſonen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten ſeltſam verunſtaltete.

In dieſem Sinne vermuthet ein geiſtreicher Freund, der Berg Vaus ſolle der Berg Kaus heißen und dadurch der indiſche Kaukaſus gemeint ſeyn. Das Himalaja-Gebirge war durch Tradition wohl ſchon bekannt genug. Unter der Inſel Egryſculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben ſeyn ſoll, die indiſche Halbinſel verſtanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre ſodann die zweyte Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch ſind ganz richtig genannt und wenigſtens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die ketzeriſchen Neſtorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, iſt ausführlich geſprochen. Jene öſtlichen Völker haben ſich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perſer. Etwas von der Geſchichte der Kaliphen, und wie die Neſtorianer endlich den Prieſter Johann gegen die Tartaren anrufen, ſo wie manches Andere, ſchwebt zwiſchen Geſchichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balſam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden ſich auf dem Felde befinden, wird vom Unterſchied der Berg- und Thal-Weiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettſchwänzen gedacht, wodurch arabiſche Schafe wohl gemeint ſeyn mögen.

Unter die fabelhafteſten Weſen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er ſteht hinter Mauern und Befeſtigungen von Riegeln und Schlöſſern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürſten es gelingt ſein Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderſtehlich iſt, gelungen ſeyn ſoll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung ſolcher Männer ſeyn, die in der Uebereinſtimmung mehrerer Traditionen den Zuſammenhang der Völker und Zeiten aufſuchen und gegen einander ſtellen, wenn ſie ſich mit dieſem Büchlein näher befaſſen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umſtändlich erzählt iſt mit der anerkannten Kirchengeſchichte zuſammenhalten wollte.

In's Deutſche überſetzt ſchlöſſe ſich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es iſt für die Menge erfunden und geſchrieben, die ſich ohne den kritiſchen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungs-

kraft anmuthig geboten wird. Und ſo ſind die Einzeln-heiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durch-aus allerliebſt und mit heiterem Pinſel ausgemahlt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen ſich auf Gemählde wie auf Documente beziehen. So ſey z. B. der Stern nicht ein allſeitig funkelnder, wie die gewöhnlichen geweſen, ſondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Mahler vorzuſtellen pflegen. Beſtätigt ſich unſere Mei-nung, daß dieſes Werk in der erſten Hälfte des funf-zehnten Jahrhunderts geſchrieben ſey, ſo fällt es in die Zeiten des Dom-Bildes, und es fragt ſich, ob nicht noch andere Zeugniſſe vorhanden ſind, daß man da-mals durch wörtliche und bildliche Darſtellung die Ver-ehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben geſucht habe.

Bei allem dieſem jedoch entſteht die Vorfrage: ob dieſes Werk ſchon bekannt, ob ein Manuſcript deſſel-ben ſich irgendwo vorfinde, ob es genutzt, oder gar ge-druckt ſey?

Die heiligen drey Könige noch einmal.

Da uns dieſe frommen Erſtgebornen aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländiſchen Schule, immer lieber und werther geworden, ſo hegten wir den Wunſch Näheres von dem Büchlein und dem Verfaſſer zu erfahren, und vielleicht eine Ueberſetzung deſſelben, in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet zu ſehen. Wie denn nun immer eins auf's andere führt, ſo that ſich unter den Heidelberger Manuſcripten eine Ueberſetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geſchenk darreicht, und zwar iſt er bei ſeiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszuſöhnen, hat er die Legende der drey Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm ſo wohl gelingt, poetiſch ausgeführt, und ſie als einleitenden Auszug ſeiner Ueberſetzung vorausgeſchickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz ſchicklich folgt, in einem Tone dem Alterthum und dem Gegenſtande gar wohl angemeſſen. Es iſt der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene lieſ't ſich gut und leicht, und das Büchlein iſt ſowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umſtänd=lich=proſaiſch und zugleich unwahrſcheinlich=mährchen=haft durchgeführt iſt, wie es Legendenſchreibern, cy=kliſchen Dichtern und andern Spätlingen eigen ſeyn mag, ſo kommt doch gar manches vor was an bekannte Geſchichte ſich anſchließt, nicht weniger Vieles auf öſt=liche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menſchen, Thieren und Gewächſen; wir ſtoßen auf manche Wunderlichkeiten, ſolchen ähnlich die man uns früher ſchon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und ge=träumt, und ſo erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denſelben Trieb eines Reiſenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und ſeitwärts zu ſchauen emſig ſich gedrungen fühlt.

Sodann aber iſt die Rechenſchaft, welche unſer Ver=faſſer von den heiligen Orten gibt, der Art, daß er entweder ſelbſt muß dort geweſen ſeyn, oder die ſehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforſcht haben. Dieſes alles zu ſondern, die Congruenz mit ſchon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit ſeyn für Männer, die in dieſem Fach zu Hauſe ſind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt= und Zeit=Kenntniß.

Als Autor dieſes Büchleins entdeckte ſich, bei nähe=

rer Unterſuchung, Johannes von Hildesheim, Profeſſor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Heſſen=Caſſel, ein geübter Schriftſteller in Proſa und Verſen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwiſchen Königen und Fürſten. Im Jahr 1366 reiſ'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in ſeinem Stammkloſter zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwiſchen dem Biſchof von Hildesheim und den Herzogen von Braunſchweig, und ſtarb 1375 in genanntem Kloſter, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie ſeine in Caſpar Münſter's Saxonia mitgetheilte Grabſchrift beurkundet.

Höchſt merkwürdig iſt jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von ſeinen Reiſen zurückkommend, in Rom einkehrte, ſich auch daſelbſt befand, wodurch die Uebereinſtimmung mit jenem bedeutenden Reiſenden nur deſto erklärlicher wird.

Das Niebelungenlied

überſetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeſchichte.

Zuerſt durch Bodmer bekannt, ſpäterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Intereſſe.

Mehrfaches Umſchreiben und Behandeln.

Hiſtoriſche Bemühungen deßhalb.

Unterſuchungen wer der Autor.

Welche Zeit.

Verſchiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberſchätzung.

Entſchuldigung letzterer, Nothwendigkeit ſogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Anſichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Rieſenmäßig.

Aus dem höchſten Norden.

Behandlung wie ſie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig ſehr neu.

Daher die Disparaten die erſchienen, wovon wir uns Rechenſchaft zu geben haben.

Die Motive durchaus ſind grundheidniſch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menſchen und gewiſſen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlaſſen.

Der chriſtliche Cultus ohne den mindeſten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche um Händel anzufangen.

Alles iſt derb und tüchtig von Hauſe aus.

Dabei von der gröbſten Rohheit und Härte.

Die anmuthigſte Menſchlichkeit wahrſcheinlich dem deutſchen Dichter angehörig.

In Abſicht auf Localität große Düſternheit.

Und es läßt ſich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des erſten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Xanten und Oſtfriesland ſetzen dürfte.

Die beiden Theile unterſcheiden ſich von einander.

Der erſte hat mehr Prunk.

Der zweyte mehr Kraft.

Doch ſind ſie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um ſie zu befriedigen uns zu einem Urtheil auffordert.

Jederman ſollte es leſen, damit er nach dem Maß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutſchen ein ſolcher Vortheil werde, iſt die vorliegende Behandlung höchſt willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert ſeine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter iſt ſo nah als möglich Zeile vor Zeile bei'm Original geblieben.

Es ſind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemählde genommen hätte und die Farben in ihrer Friſche uns wieder anſprächen.

Wir wünſchen dieſem Werke viele Leſer; der Bearbeiter, indem er einer zweyten Auflage entgegen ſieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß ſie, ohne dem Ganzen zu ſchaden, noch etwas mehr in's Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Geſagte beziehen. Dieß Werk iſt nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſo wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben.

Jeder rhythmiſche Vortrag wirkt zuerſt auf's Gefühl, ſodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verſtand und auf ein ſittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus iſt beſtechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preiſen hören.

Nach unſrer oft geäußerten Meinung deßhalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, beſonders auch das epiſche, auch einmal in Proſa überſetzt werden müſſe.

Auch den Niebelungen wird ein ſolcher Verſuch höchſt heilſam ſeyn, wenn die vielen Flick= und Füllverſe, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig ſind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und deſſen Einbildungskraft ſpräche, ſo daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiſte von einer neuen Seite zur Erſcheinung käme.

Es

Es müßte, nach unſrer Meinung, gerade nicht das Ganze ſeyn; wir würden das acht und zwanzigſte Abenteuer und die nächſtfolgenden vorſchlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unſern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Verſuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geſchieht, ihren Eifer um die Wette beweiſen.

v. Knebel's

Ueberſetzung des Lucrez.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu großem Vortheil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man ſich, ſiebzig bis achtzig Jahre vor unſerer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verſetze, ſich vergegenwärtige, wie es daſelbſt in bürgerlichen, kriegeriſchen, religioſen und äſthetiſchen Zuſtänden ausgeſehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer deſſen Zeit kennt.

Man darf wohl ſagen, daß Lucrez in die Epoche kam und ſie ſelbſt mit bildete, wo die römiſche Dicht-

kunſt den hohen Styl erreicht hatte. Die alte tüchtige, barſche Rohheit war gemildert, weitere Weltumſicht, praktiſch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben ſich handeln ſah, hatten die römiſche Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernſt ſich mit Anmuth, wo ſtarke, gewaltige Aeußerungen ſich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte ſich im Fortgang das Zeitalter Auguſts, wo die feinere Sitte den großen Abſtand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten auszugleichen ſuchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darſtellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken; Tyranney trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in ſich ſelbſt zurück; daher ich denn gar gern dieſem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Perſius endige, der in Sibylliniſche Sprüche den bitterſten Unmuth verhüllend ſeine Verzweiflung in düſtern Hexametern ausſpricht.

Wie viel freier bewegt ſich noch Lucrez; zwar auch er iſt bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt ſich vom Weltſchauplatz, beklagt des wertheſten Freundes Abweſenheit und tröſtet ſich durch Mittheilung des höchſten Beſtrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürf-

niß die größten Vortheile; aber wenn man von günſtigen Göttern, durch Vögelflug und Eingeweidegeſtalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen ſchien, ſo waren dieſe dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle geſichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beſchwichtigen vermag, ſo verdüſterte der Flammenqualm des Orcus den olympiſchen Aether, und die ſtygiſche Gorgone löſchte die ſämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren ſchönen Wohnſitzen entriſſen und in römiſche Knechtſchaft geſchleppt hatte.

Nun waren ſchwache Gemüther mehr und mehr bemüht drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht ſich demüthig zu retten. Angſt und Bangigkeit ſteigerte ſich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unſeligen Leben auf Erden, immer wünſchenswerther erſchien; wer aber gab ſodann Bürgſchaft daß es nicht eben ſo ſchlimm, vielleicht gar ſchlimmer als am Tage des Tags unten ausſehen werde? So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte die Menge, der bald hernach das Chriſtenthum höchſt willkommen und das tauſendjährige Reich als der wünſchenswertheſte Zuſtand erſehnt werden ſollte.

Starke Geiſter hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber ſich nicht zu ergeben genaturt waren, ſuchten, indem ſie die Hoffnung ablehnten, auch die

Furcht los zu werden; doch hiebei war, wenn man auch mit ſich ſelbſt übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längſt beſeitigt hat, fühlt ein Mißbehagen das ſich von Ungeduld zur Wuth ſteigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieſes gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komiſch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnanteſten Augenblick der Schlacht, da ſeine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen ſtockten, verdrießlich ausrief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben! So nahe gränzt das Ungeheure an's Lächerliche.

So viel ſey dießmal über ein Werk geſagt, das allgemeine Aufmerkſamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit beſonders erregen muß.

Man ſoll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man ſollte erfahren wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter. Die-

ſen alten Vorſatz auszuführen erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung, ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Gracios und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung, und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſeyn wird.

Zeugniß.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimioris carmina judici!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, queis validus fluit.
Et mentis et linguae carebam
Res Superas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Subnixa nugis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis.

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates.

Ut vel disertae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit, ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Mellifluì volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von

Johanna Schopenhauer.

Ich las die drey Bände dieſes mir längſt vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwiſchen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blaueſten Himmel, in reinſter leichteſter Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichteriſchen Erzeugniſſes mitbringen ſollte. Was ich darüber auf einſamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, laſſe ich hier, ohne künſtliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreiſung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angeſehen ſeyn, der allgemeine Beifall hat uns hierin ſchon vorgegriffen.

Gabriele ſetzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reiſe einer daher gewonnenen Bildung. Alles iſt nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommniſſe

ſehr anmuthig verarbeitet. Und ſo iſt es eben recht: der Roman ſoll eigentlich das wahre Leben ſeyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epiſche, halbepiſche Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegenden Leiden, durch die Frau vorgeſtellt wird. Dießmal iſt einem anziehenden weiblichen Weſen die ſchwerſte Rolle zugetheilt, die ſie mit höchſter Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle ſind Opfer von klemmenden Widerſprüchen, die ſich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältniſſen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenſchaft, des Geſetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethiſch Allgemeine verkörpert ſich nun im Contraſt der Charaktere, im Widerſtreit der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zuſtände.

Hier bedarf es nun keines großen Perſonals, aber vollſtändig und in ſich ſelbſt vermannichfaltigt ſoll es ſeyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Perſonen auf und ab, entfernen ſich, erſcheinen wieder, haben gewonnen, verloren, ſich verändert, ohne Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

Gabriele webet und weſet in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Perſonen ſind ſämmtlich begütert und dadurch in den Naturzuſtand des frei-

ſten Handelns und Wirkens verſetzt. Schlöſſer und Landhäuſer veranlaſſen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reiſen in's Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in dieſem Sinne vor einer gebildeten Geſellſchaft redete, fragte eine ſorgſame Mutter: ob ſie dieſes Buch mit ihren Töchtern leſen könne? Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, ſodann aber in beſondern Kreiſen exiſtiren kann. Der Roman hingegen ſtellt das Unbedingte als das Intereſſanteſte vor, gerade das gränzenloſe Streben was uns aus der menſchlichen Geſellſchaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenſchaft; für die dann bei unüberſteiglichen Hinderniſſen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieſer eigenthümliche Charakter des tragiſchen Romans iſt der Verfaſſerin auf ſchlichtem Wege ſehr wohl gelungen, ſie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie ſie denn auch, im Gang der Ereigniſſe, das natürlich Rührende aufzufaſſen weiß, das uns nicht ſchmerzlich und jammervoll, ſondern durch überraſchende Wahrheit der Zuſtände höchſt anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig iſt die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt ſich dem Leſer mit.

Einſichtige Anthropologie, ſittlich = phyſiologe Anſichten, ſogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abſtufung der Verhältniſſe und Ableitung. Verwandtſchaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundſchaft, bis zur leidenſchaftlichſten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteyſinn, böſem Willen, Neckerey, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böſes Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens = und Tadelnswerthe mehr in ſeiner Erſcheinung, in ſeinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargeſtellt.

Vom alten ſchroffen, durch Eigenſinn und Wahn, zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngſten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als friſche Verſucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragiſche Kataſtrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, ſeiner eigenthümlichen Seltſamkeit und Beſchränktheit wegen; er ſpielt den Gracioſo in

dieſer Tragödie und ſteht den thätigſten des Calderon nicht nach.

Eine gewiſſe Kränklichkeit gibt man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert ſie. Die ſchwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine ſolche Organiſation nicht beſtehen könnte.

Die übrigen Perſonen ſind körperlich geſund, allenfalls verwundet; ſie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einſamen Betrachtens. Nachſtehendes Aphoriſtiſche wird der wohlwollende Leſer ſelbſt einſchalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erſcheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Perſonen, und beſonders fruchtbare Folgen früherer Verhältniſſe.

Sitten und Arten der neuſten Welt ſind das durchwaltende Coſtume; ſogar wird die neuſte, zarteſte, wirkſamſte Giftart eingeführt.

Fortſchritt edler Geſinnung und Handelns, wodurch der Uebergang in's wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantaſtiſches, ſogar das Imaginative ſchließt ſich rationell an's Wirkliche.

Das Problematiſche, an's Unwahrſcheinliche gränzend, bevorwortet ſich ſelbſt und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen.

Marienbad, Ende Junius 1822.

Olfried und Liſena.

Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen.

Königsberg 1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward vom Anfange anzufangen. Und ſo habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort- und durchgeleſen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in dieſem Augenblicke, weder zu irgend einer auslangenden Darſtellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, erſuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns, in kritiſchen Zeitſchriften, über äſthetiſchen Gewinn

und Verluſt gar löblich aufklären, dieſem Werk ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir den Traum zu deuten warum es mir ſo wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweiſ't eine hohe ſittlich-äſthetiſche Cultur, wenn in jungen Jahren ein entſchiedenes Talent auch ſogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenſtänden völlig gewachſen erſcheint die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen ſolchen gibt und offenbart er ſich) eine Fabel wie dieſe concipirend, ſie in ſich auszubilden und, bei der fleißigſten Behandlung des Einzelnen, ſich immer ſo ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieſer Ausführung aber weiß ich nicht was ich mehr bewundern ſoll, den klar-tiefen Eindruck in die menſchlichen Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände und Verhältniſſe, oder die Heiterkeit ſich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünſchen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner geweſen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir ſeine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt ſehen, er gewinnt die mannichfaltigſten Luft-, Waſſer- und Erd-Erſcheinungen und dann hängt es von ihm ab uns, natürlich-feenhaft, bald auf dürren Sandwüſten auszuſetzen, bald in Fiſcher-

hüt-

hütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſt-Bau verbunden iſt, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf dieſem Wege die Abſicht uns nicht einzulaſſen ehe wir's uns verſehen überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den mittelländiſchen Dichter gibt. Kenner, welchen unſere neuere deutſche Literatur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken wer, von dieſer Seite, mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir, auf Erſuchen, folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena, von Auguſt Hagen, habe ſogleich zu leſen angefangen, und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die Aufgabe gelöſ't zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltſame, auf eine erfreuliche Weiſe mit bekannter, gewohnter menſchlicher Sinnesart in Verbindung zu ſetzen ſey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und ſehr ſanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die grie-

chiſchen Ueberſchriften wollen wohl ſagen, daß der Dichter ſeinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Intereſſe werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen ſuchen, um Ihrer Anfrage möglichſt genug zu thun.“

„Olfried und Liſena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Leſen von dieſem Product jetzt ungefähr ſagen könnte wäre dieſes: es iſt kein Homeriſches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter ſtatt findet. Hier iſt vielmehr ein geiſtiger, ſittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugeſagt hat, in aller Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit geneigt von ſich zu geben, was im kleinen, harmloſen Gedicht und Lied unſchuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweiſe, die mehr auf die Geſinnung, als auf kräftigen ſichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verläugnet ſich nirgends. Daher denn die innerſte Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja dieſe letztere iſt ganz auf die Nebenpartien und Außerweſentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Epiſoden und Einflechtungen von griechiſch-Mythiſchem ziele, bin ich weit entfernt hiermit einen Fehler auszuſprechen, vielmehr finde ich es höchſt liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, ſo wahr und unumwunden

eingeſteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag die doch nun einmal beſteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird? und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung ſich einander entgegen zu ſetzen ſich gezwungen ſieht? Auch hier alſo fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daſeyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert ſich ganz nach neuerer Dichtweiſe."

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene ſo unmittelbar in Verbindung mit ſeinem Oertlichen, Klimatiſchen, ja mit ſeiner perſönlichen, individuellen Geſinnung bringt, muß ihm als eine höchſt glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil ſich zu nähern. Und vielleicht iſt hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heiterſten, reinſten und lobenswürdigſten erſcheint. Denn geben wir jene frauenhafte Geſinnung einmal zu, ſo muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichniſſen und Schilderungen, die alle dem Landſtrich, der Meeresküſte, der Vegetation entnommen ſind, höchſt überraſchend ſeyn, indem wir dieſe wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden ſehen, das eigentlich jenſeits und über dem Wirklichen ſteht. Ueberhaupt dürfte man fragen: ob das Gedicht im Sinne unſerer neuern

Romantiker romantiſch zu nennen ſey? Es iſt zwar im reinſten und zarteſten Sinne von Sehnſucht, welche die höchſten, ſogar überirdiſchen Regionen berührt, gedichtet; indeſſen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das, nicht zu Ungunſt, ſondern zum Vortheil des viel ſchwächern Erdenweſens ſich wirkſam erweiſ't. Und ſo iſt eigentlich jene Kluft gefüllt, die unſere gemeinen Romantiker zwiſchen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen ſich beſtreben."

E. Sch.

Olfried und Liſena noch einmal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen daſſelbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Geſinnung ſich unangefochten erhalten hat: ſo möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas ausſprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszuſetzen ſey, darüber werden ihn unſere landsmänniſchen Kritiker gar umſtändlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heil-

ſam finden wird. Wir wünſchen nämlich, daß er ſich's für die nächſte Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Geſetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle ſich aus der Geſchichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt äſthetiſch-moraliſche Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle ſolches ausführlich und umſtändlich; die Eigenthümlichkeit deſſelben werde aus ſich ſelbſt geſchmückt und erwachſe zu fröhlichen Theilen; je kürzer er ſich faßt, deſto willkommener wird er ſeyn und gewiß am beſten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenſtand, ſo iſt bei einer anmuthigen Behandlung, wie ſie dem ſchönen Talent zu Gebote ſteht, ſeine Arbeit unverwüſtlich; vergreift er ſich auch einmal, ſo iſt für ſeine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wielands kleiner Erzählungen, von welchem gar manche, als wohlgeſchliffene Edelſteine, in der Krone deutſcher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerkſamkeit und Forſchung verlangt wird, um die Verdienſte des allerliebſten Oberon anzuerkennen.

Deutſcher Naturdichter.

Anton Fürnſtein iſt gegenwärtig neun und dreyßig Jahre alt, und ſchon ſeit ſeinem achten, an Armen und Beinen zuſammengezogen, in dem krüppelhafteſten Zuſtand. Seine Geiſtesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Leſen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche ſodann durch gute deutſche Dichter verdrängt wurden; erſt ſpäter las er Geſchichte, Geographie und ſolche wiſſenſchaftliche Werke, zu deren Verſtändniß er mit ſeinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geiſtigen Fortſchreiten nöthigen Bücher anzuſchaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote ſtehen: immer entſchied nur Gelegenheit und Zufall ſeine Lecture.

Vor ungefähr vier Jahren bildete ſich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnſtein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete ſich in der vierzehntägigen Verſammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzu-

leſen, welches denn auch traulich und regelmäßig geſchah. Hier empfand Fürnſtein den erſten Anreiz ſich in ſolchen Ausarbeitungen zu verſuchen, und man mußte ihm zugeſtehen, daß er in dieſen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von ſeinem geringen Vermögen, von der Unterſtützung ſeiner Geſchwiſter, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeſchoben, bewegt er ſich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachſinnend, wo denn auch meiſtens ſeine Gedichte entſtehen; denn zu Hauſe iſt er durch das Getöſe der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe ſeiner Geſchwiſter, mit denen er gemeinſchaftlich wohnen muß, durchaus geſtört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnſteins ſelten getrübt; er iſt gern in Geſellſchaft gebildeter Menſchen und verdient in Rückſicht ſeiner Moralität das beſte Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in ſeinem Seſſelwägelchen zuſammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf ſein Elend und bezeugte guten Muth, indeſſen ich ihn kaum anzuſehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf dieſem entſtellten Körper ſich ein Cerebralſyſtem aus-

gebildet hatte, womit eine regelmäßige Geſtalt gar wohl hätte zufrieden ſeyn können.

Ueber ſolche Talente ſagten wir ſchon an einem andern Orte Folgendes: „Unſere Naturpoeten ſind gewöhnlich mehr mit rhythmiſchen als dichteriſchen Fähigkeiten geboren, man geſteht ihnen zu, daß ſie die nächſte Umgebung treulich auffaſſen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu ſchildern verſtehen, wobei ſich denn ihre Production, wie alle poetiſchen Anfänge, gegen das Didaktiſche, Belehrende, Sittenverbeſſernde gar löblich hinneigt.“

Von unſerm Fürnſtein kann man noch hinzufügen: alle ſeine Productionen ſchmückt eine gewiſſe Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da iſt Gegenwart der offenen Natur, Behagen ſich beſchränkender Geſelligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menſchlicher edler Ernſt, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl anſteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklaſſen ſollte. Nun war ich längſt überzeugt, daß man gerade ſolche Talente, die ſich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder in's Gewöhnliche zurückweiſen ſolle und dazu erſchien mir nichts Wünſchenswertheres, dem Individuum Zuſagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerks-Lieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs des Achten und ſeiner großen Nachfolgerin, von dem ſie mit Liebe ſprechen, und ich dachte erſt dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Raſſeln der Weberſtühle, die ihn ſo oft in das Freie hinaustreiben, ſogleich erinnern wollte, ſo wählte ich einen Gegenſtand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unſchätzbar macht. Es iſt der Hopfenbau, der die geſtreckten Hügel hinter der Stadt in ſtundenlangen Reihen ziert; ein unüberſehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buſchwerk in der Ferne. Wie er dieſe Aufgabe gelöſ't, wie er thätig beginnt und alles was zu thun iſt, eins nach dem andern einſchärft, dabei ein ſittliches Wort mit einſchlingt und immer ſo fortfährt, und dieſe Reben den Weinreben anzunähern verſteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter ſonnigem günſtigem Himmel, und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, beſonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Intereſſe empfunden werden. Ich möchte dieſe Gedichte die aufſteigenden nennen, ſie ſchweben noch am Boden, verlaſſen ihn nicht, gleiten aber ſanft darüber hin.

G.

Der Ausdruck N a t u r d i c h t e r, wie ſehr er auch zu den leicht beholfenen Zuſammenſetzungen unſerer

Sprache gehören mag, in denen man ſich auf's halbe Wort zu verſtehen geneigt und gewöhnt iſt, ſpricht doch deutlich genug das worauf es ankommt aus: den Gegenſatz eines Urſprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und gibt dabei zugleich eine gewiſſe Bewunderung und Freude, wie man ſie an allem Urſprünglichen, Reinen und Intacten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen alſo, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen ſtehendes Bewußtſeyn, das wir auch wohl Theorie, Kunſt, Regeln u. ſ. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erſte weſentliche Beſtandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An= und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunſtgeſetz beſeitigt.

So begabte Individuen ſind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menſchheit, ſind nicht zu allen Zeiten dieſelben.

In dem erſten Beginnen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, unter Nationen die ſich zu bilden anfangen, ſind ſolche Talente als diejenigen anzuſehen, durch welche alles Wiſſen und Denken, Sage und Mythus, Geſchichte und Philoſophie eines Volkes, Geſtaltung und Einkleidung erhalten hat; aus denen die erſten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen ſind, welche

nur als die Blüthen und Gipfel dieſer erſten Natur=pflanzen angeſehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, geſteigerten Cultur, wo Muſter und Vorbilder, und davon abſtrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden ſind, welche auch die ſchwächſten Anlagen zu ſteigern, wenn auch nicht zu erſetzen vermögen, kann man dergleichen urſprüngliche Talente, als ſich ſelbſt überlaſſen, kaum nur in den unterſten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksclaſſen vorausſetzen.

Denn in einer jeden höheren bemächtigt ſich die Doctrin einer ſolchen Anlage dergeſtalt, daß ſie dadurch ſich entweder in einen alles verſuchenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn ſie wirklich urkräftig und nachhaltig iſt, nur durch ein ernſtes Studium in eine beſonnene, kraft= und zweckbewußte Kunſtfertigkeit ausbild't.

Wird nun aber ein ſolches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den unterſten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Claſſe angetroffen, ſo befindet es ſich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es ſeinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm ſeine Entſtehung verdankt, ohne jemals ſein Verdienſt namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren

zu kommen, und ſich von deren Wiſſen und Können Manches rhapſodiſtiſch anzueignen, und ſo als eine Art von Vermittler zwiſchen jenen und ſeiner Claſſe aufzutreten, indem es die Unteren und ſeines Gleichen zu ſich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerkſamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit ſeines Auftretens ſie anlockt ſich mit ihm einzulaſſen und des Eintritts in ihre Kreiſe würdig zu halten.

Iſt bei einem Talent des erſten Falles von Urtheil und Geſchmack nicht die Rede, ſondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweiſe charakteriſirt, ſo kann bei einem Talent des letztern Falles ſogar eine Ungleichheit, ein Zwieſpalt ſich ergeben, der aus der Vermiſchung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entſteht, und den Genuß an ſeinen Productionen ſtört, indem unvergohrene Elemente verſchiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verſchmelzen im Stande geweſen.

Und dieſe widerwärtige Erſcheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigſtens erklärt ſich uns in ſolcher Vorausſetzung am leichteſten der Umſtand, daß ſo manchen der Gebildeten eine Art von Apprehenſion gegen dieſe halbwüchſigen Naturerzeugniſſe auf dem Boden der Cultur und Kunſt anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte

kennen zu lernen und ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu achten.

Eine ſolche Beſorgniß, ein ſo ungünſtiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weiſe durch unſern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeſte mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein ſich gleichbleibender Gehalt, in entſprechender reiner Form, und angemeſſenem, richtigem und zierlichem Ausdruck ſich darſtellt; und zwar in einem ſolchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Geſetzen des Rhythmus und der Proſodie, jedoch nicht mehr als ſelbſt bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verſtöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen ſeyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis ſeiner Gegenſtände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fähig iſt, davon mögen folgende drey in Ton und Inhalt ganz verſchiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
  Eilet in die Felder;
Seht ſchon grünt das Wieſenland,
  Und das Haar der Wälder;
Weſte wehen ſanft und lau:
Auf! beginnt den Hopfenbau. —

Macht den Stock von Erde frei
  Nach bekannter Weiſe,
Und die Keime pflückt dabei
  Euch zur Leckerſpeiſe;
Schneidet was veraltet iſt,
Daß er friſch und kräftig ſprießt.

Gebt dann Fichtenſtangen hin,
  Daß die ſchlanken Reben
Rankend um dieſelben ziehn
  Und empor ſich heben;
So zum Stärkern wird geſellt
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn ſich Unkraut mehrt,
  Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen ſtört
  Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laſter Samen ſtreut.

Wenn die Reben unſer Thal
  Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendſonnenſtrahl
  Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
  Unſre Fluren ſchmücken,
Weil wir mit geſchäft'ger Hand
  Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſre Müh!

Wo die heißre Sonnengluth
  Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
  Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verſtand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
  Preiſe unſre Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt —
  Uns den Hopfen geben;
Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
  Brave Flurgenoſſen!
Pfleget eures Hopfenbaus
  Ferner unverdroſſen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht ſcheun,
Wohlſtand bringt uns ſein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die ſpendende Erde!
  Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbſt ſie der Gaben entleerte,
  Trägt ſie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weiſe
  Deckt er die Erde mit ſtarrender Haft;
Wiſſet, er gibt ihr, beſchützt von dem Eiſe,
  Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrſcht nun ein heiliges Schweigen,
  Stumm ſind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knoſpenden Zweigen
  Frohe Verkünder des Lenzes ſie ſeyn.
Laßt die Erſchöpfte nun ruhen und ſchlafen,
  Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu ſchaffen,
  Macht zur kryſtallenen Bahn ſie den Fluß.

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Setzen wir koſend uns um den Kamin. —
Hören wir heulende Nordwinde ſauſen
Um unſere Hütte ſo ſchneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brauſen,
Iſt uns am warmen Kamine ſo wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Zirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die ſtrahlende Sonne nicht ſcheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und ſchwärmen,
So wie die Mücken in ſonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das ſtarrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröſtender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beſchwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuſchend der Nordwind die Fenſter bemahlt,
Denket, ſie blühen auf ſonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengeſtalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Bruſt;
Wohlthun erfüllt ſie mit ſtillem Entzücken,
Wohlthun gibt himmliſche, ſelige Luſt. —

Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
  Eines Erſtarrten matt ſtöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
  Unter dem freundlichen, ſchützenden Dach.

Freunde! wer immer ſo treu wie die gute
  Mutter Natur ſeine Pflichten gethan,
O! der entſchlummert mit fröhlichem Muthe,
  Kömmt einſt die Nacht ſeines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
  So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenſeits erwartet ihn dauerndes Glücke,
  Wo keine wechſelnden Jahrszeiten ſind.

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe wer da will,
  Und ſpeie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
  Ich lob' in jedem Falle
Den Unbeſtand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
  Das uns einmal hienieden
  Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
  Bald Regen, Froſt und Schauer;
Stürmſt manchmal wild im Tag hinein,
  Doch nie von langer Dauer.

Du kleideſt, wenn dir Luna lacht,
Dich in des ſtarren Winters Tracht:
Und pflegſt, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch —
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Iſt man den holden Kindern gut;
Ja, iſt ihr Groll vorüber,
Hat man ſie deſto lieber.

Wer immer finſtre Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
Drum treibe du dein Wechſelſpiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Blüthen zeigen.

Der deutſche Gil-Blas.

Man hat uns eine Handſchrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tage-Buch eines von Kindheit an hin und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorſetzen, ſo wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der franzöſiſche Gil-Blas ein Kunſtwerk, der deutſche dagegen ein Naturwerk ſey, und daß alſo beide, in dieſem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erſcheinen. Allein ſie laſſen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutſchen iſt der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der ſich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menſchen braucht, nimmt's nicht genauer als ſie es ſelbſt haben wollen, und ſo iſt denn unſer Held latitudinariſch geſinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus ſeine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, ſo verdirbt er jederzeit ſeinen Zuſtand, wenn er ſtreng ſittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieſes alles, den Umſtänden zufolge, ganz natürlich zugeht,

und nicht etwa eine kunſtreiche Ironie uns zum Beſten hat, ſo beſticht uns der gute ruhige Vortrag von immer menſchlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereigniſſen. Jedoch iſt auch das wachſende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, ſich ſelbſt Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereigniſſen Zeuge wird.

Daß der Verfaſſer ſeine Arbeit gedruckt wünſcht iſt natürlich, da er ſeiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt iſt und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunſt- und Geſchmacks-Werk ließe ſich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigſter Abwechslung immer wiederkehrender Zuſtände, bezeichnet gerade dieſe Lebensweiſe, und da man in den Zeitungen ſo viel Tagtägliches lieſ't, ſo wird man nicht verſchmähen einen armen Teufel auch einmal auf ſeinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen, alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde iſt es wirklich gut geſchrieben. Aehnliche Bücher finden ſich auf Bibliotheken und Leſegeſellſchaften ſehr durchleſen und vergriffen, und auch dieſes würde ſich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel ſder Bedienten und Handwerksbur-

ſche nennen, und es iſt in den untern Ständen wohl niemand der ſeine Schickſale nicht hie und da abgeſpiegelt fände. Der Mittelſtand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; beſonders nimmt ſich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen ſolche privilegirte junge Landſtreicher gar löblich aus und charakteriſirt ſich verſchieden in den verſchiedenen Landen. In Niederdeutſchland und Holland kommt den vagirenden Geſellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere gar ſehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutſchland gefunden, ſo bringt uns zuletzt eine Franzöſin zum Lächeln. Unſer Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten. aus der unglücklichen Champagne zurück, die verarmten Herren entlaſſen ihre Leute und dieſe, um nicht zu verhungern, müſſen ſich auf's Plündern legen; der unſrige wird von einem franzöſiſchen Landmann, aus deſſen Hof er eben eine Henne wegträgt, feſtgehalten und mit großem Geſchrei ins Haus geſchleppt. Die Frau ſieht der Sache geruhig zu und ſpricht: laß ihn doch, es iſt ein armer deutſcher Bedienter, der auch einmal von einer franzöſiſchen Henne koſten wollte.

Selbſt die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchleſen, beſonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl ausſehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntniſſe ſchrieben?

Und ſo geſtehen wir denn ebenfalls, daß wir bei'm Leſen dieſes ziemlich ſtarken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moraliſche Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen rührigen, ja unruhigen Menſchen auf dieſen Erdenräumen zu beſchäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beſchwichtigen und mit einer geringen Ruheſtelle für ſeine Leiden zu entſchädigen.

Indem wir Vorſtehendes niederſchreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; ſie wenden ſich gegen das was man ſo gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei ſich gelten läßt.

Nicht jederman reiſ't mit Extrapoſt von guten Empfehlungen und gültigen Wechſeln begleitet durch die Welt, gar mancher muß auf ſeinen eignen Füßen fortſchlendern und ſich ſelbſt zu empfehlen ſuchen, welches am beſten geſchehen kann, wenn er ſich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient ſich nun die Vorſehung öfters gleichgültiger Perſonen, die ſich in einem behaglichen Zuſtande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienſte ſtehen.

Das alte, wunderſame Beiſpiel iſt mir immer im Leben gegenwärtig geweſen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater ſeinen Schnittern das erſehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube ſpeiſen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; ſie ſchienen mir einen Zuſtand beſetzt, ſich darein geſchickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die gränzenloſe Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beiſteuer mangeln laſſen. Beſonders waren mir die Handwerksburſche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreiſender oft in Verbindung gewandert und in ſpäterer Zeit immer demjenigen am liebſten gab, welcher am beſten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, ſo lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das ſechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigeren Heiſchen, auf ihren ſtromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten ſich deſſelben, und es war keine Schande,

daß ein Durchwandernder ſich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, beſonders auch auf Reiſen, vorüberziehende Handwerker, nicht grüßend wie ſonſt, noch weniger eine milde Gabe heiſchend.

Sollten dieſe, oft bedürftigen Menſchen ſich gleich der übrigen Welt ſelbſtſtändig zu machen gewußt haben? oder verſchüchterte ſie die Polizei?

Auf ſolchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beiſpiel erzählen, wenn man der abergläubiſchen Wendung, die dergleichen Geſchichten immer nehmen, auch nachſehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel ſtürmend, bedrohte mit Regen und doch trieb mich etwas den frei ſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zuſtand als ich mich oben zwiſchen altem grauem Gemäuer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen, und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten

Mannes hier gleichfalls Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern, und ſo zogen ſie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei friſchem und lebendigem Höheſinn, den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der andern Seite herankam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln, ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünſchen dem Knaben als Reiſezehrung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unſchuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß ſolche Zufälligkeiten durch einen unerforſchlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt ſich in dieſer Betrachtung, ſo hüte man ſich ja dergleichen Scenen ſelbſt herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einſt abreiſ'te, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen ſaß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinſten bis zum größten; da hatte ich nun ſchnell

einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburſchen halten zu laſſen, und ſo meine Gaben der Reihe nach zu ſpenden, und freute mich ſchon des Zufälligen das dießmal ſollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung mich ſelbſt zum Werkzeug der Vorſehung zu berufen, und mit einem ſo wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Bewundern und Anerkennen beſtraft. Auf einem dreiſtündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte ſich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, ſo daß ich die ganze kleine Summe beſchämt wieder einſtecken, und dem höheren Wollenden zu eigener Diſpoſition das Künftige überlaſſen mußte.

Wie aber ſogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüſtigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburſchen, ſogleich eine Gabe zudachte, der Kutſcher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweyſtündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen ſtill zu halten. Dieß geſchah im Augenblick, als Knaben, an der Straße ſpielend, hämiſch laut ausriefen und

ſchrien: es ſitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich ſprang ein Knabe auf den Boden, höchſt verſchüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um ſeinetwillen ſtill gehalten, und eine üble Behandlung ſtehe ihm bevor. Es war aber derſelbige Bäckerknabe, der ſich klüglich, einen beſchädigten Fuß zu ſchonen, hinten aufgeſetzt hatte, und ſich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidiſche Geſchrei der Knaben, ganz ſachte heruntergelaſſen und weggeſchlichen hätte, nun aber konnte er ſich der eingeholten, ihm beſtimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da ſich dergleichen Geſchichten zu Dutzenden erzählen ließen, ſo muß man durchaus bemerken, daß praktiſch genommen, ſich Glaube und Aberglaube nicht unterſcheiden laſſe, und daß man vernünftiger Weiſe wohl thue, ſich in dieſen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, ſondern dergleichen Vorfallenheiten als ſymboliſche Andeutungen, ſittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich ſchädlich ſeyn, ſich von dem Unerforſchlichen ganz abzuſondern, oder mit demſelben eine allzu enge Verbindung ſich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung proteſtantiſcher und katholiſcher Bettler und Bittenden. Der erſte wünſcht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt hierbei mitzuwirken, und ſo ſeyd ihr für

immer geſchieden; der andere ſagt: er werde für Euch beten, Gott und ſeine Heiligen bittend beſtürmen, bis ſie Euch mit den beſten leiblichen und geiſtigen Gütern überſchütten. Es hat, wenn man zart geſtimmt iſt, wirklich etwas Rührendes, zu ſehen wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchſten Weſen durch's Gebet, für ſich ſelbſt keinen leidlichen Zuſtand erflehen kann, deſſen ungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern ſeyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erſcheint.

Solche ſittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menſchenbedürfniſſes hinweiſen, ſind immer höchſt erfreulich, indem Ausſichten aller Art ſich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwiſchenzeit geleſene Bücher laſſen mich noch folgendes hinzufügen: Joh. Caſp. Steube, Schuhmachermeiſter in Gotha, ſeine unruhigen Irrfahrten erzählend, ſo wie Plutarch, ein weiſer, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wiſſen ſich, jener in eigenen, dieſer in Weltverhältniſſen nicht zu helfen, wenn ſie nicht ein über alle waltendes, höchſtes, unerforſchliches Weſen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, ſo kann die Welt nicht mehr gut ſeyn noch beſtehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Geſetzen, wie ein Säcu-

lum aus unendlichen Tagen von ſelbſt beſteht, ſo iſt es eigentlich die Vorſehung in den kleinſten Theilen, die das Ganze gut macht.“

Hamann.

Nekrolog

des deutſchen Gil=Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schickſale der Menſchen beachtet, daß mancher ſeinen Lebensgang gerade ſo endet, wie er ihn geführt; dergleichen ſind eigentlich ſolche, in welchen ein entſchiedener Naturcharakter, durch Erziehung und Umſtände vollkommen entwickelt und befeſtigt worden.

Dieſe Betrachtung drängt ſich wieder auf, bei dem Tode des vor Kurzem abgeſchiedenen Johann Chriſtoph Sachſe, deſſen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreiſe ablief, wie aus dem heitern wohlgeſchriebenen Bekenntniß deſſelben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbeſonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich ſchon zwanzig Jahre ſich eines ruhigen kleinen Staatsdienſtes erfreute, in ſo langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen; ſo daß ſie ihm zuletzt noch verderbiich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe ſeiner Lebensbeſchreibung gewann, ſah er ſich gewiſſermaßen in einen Naturzuſtand verſetzt, denn es hing von ihm ab, die erlöſte, nicht geringe Summe nach ſeiner Willkür zu verwenden. Er entſchloß ſich alſo, ſeinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, ſeinen noch kränkern Sohn dieſer Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine ſolche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beſchloß er ſeine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverſtändig zu achten ſeyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugſchlüſſen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichſte, kaufte einen Holſteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab ſich den 6 Junius 1822, als zwey und ſechzigjähriger Fuhrmann, auf die Reiſe, zog, das Lied anſtimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Bürgel nach Köſtritz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater ſich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgiſcher Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme,

der ihnen ſcheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, ſchlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg ſodann, anſtatt über Dresden, läßt er ſich über Frauenſtein zu gehen durch ökonomiſche Vorſpiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthviſitation eingelaſſen, und muß nun den ſchlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Labſal iſt unterwegs zu finden, und ſo kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entſtellt, faſt geblendet, die Glieder gelähmt in Teplitz an, ermannt ſich aber ſchnell, ſieht ſich nach ſeiner Weiſe überall um und ſchreibt ſogleich ein Tagebuch.

Am 10 Junius war er in Teplitz angelangt, dort findet er einen Wohlmeinenden der ihm eine Stelle für ſeinen Sohn in's öffentliche Hoſpital verſchafft.

Nun aber immer und immerfort den rüſtigen Kutſcher ſpielend, beſchädigt er ſich, indem er den Wagen, der im Hofthore ſteckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf ſogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und ſtirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung ſeines neuen wirthlichen Freundes, am 20 Junius gegen Mittag.

Nun ruhen ſeine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken mit denen wir begonnen. Er findet ſeinen Tod nach der Weiſe wie er gelebt hat, und ſein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger

in

franzöſiſchen und engliſchen Dienſten während des ſpaniſch-portugieſiſchen Krieges von 1806 bis 1816.

Eingeführt von Goethe.

So ſehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten beſtrebt ſind, und uns mit Geſchichte von Jugend auf im Allgemeinſten und Allgemeinen beſchäftigen, ſo finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Beſondere, Individuelle uns über Menſchen und Begebenheiten den beſten Aufſchluß gibt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbſtbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, ſo heftig begehren.

Wie verſchiedenen Werthes aber dergleichen Nachläſſe ſeyn mögen, in Rückſicht der Perſonen, der Zeit, der Ereigniſſe, ſo dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten ſeyn. Alle Menſchen die neben einander leben, erfahren ähnliche Schickſale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tauſende

gelten. In dieſem Sinne nun kömmt mir das gegenwärtige Büchlein leſens- und bemerkenswerth vor.

Unſer Feldjäger iſt eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er ſich ab, iſt gehorſam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Cameraden wünſchen.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Nun aber ſagen wir, ohne Furcht mißverſtanden zu werden: das Verdienſt eines geregelten Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür ſtattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben iſt zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augen-

blick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen ſich, gegen geringen Vortheil, Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines ſolchen unberechenbarwechſelnden Zuſtandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Intereſſe, daß der geringſte Soldat, weite Landſtriche als Fremdeſter kreuz und quer heimſuchend, durch ſein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerſte der Wohnungen, in die tiefſten Verhältniſſe verſchloſſener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegenſätzen ſolcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel iſt.

Und ſo mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf's unſicherſte, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und anſchaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Menſch von wichtigen Vorfällen Zeugniß gibt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Abſicht, ſondern gedrungen durch unwiderſtehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unſern Geſellen ergreift Napoleon, als er die

Truppen vor Valladolid muſtert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieſer Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüſtete den 2 Mai 1808 in der empörten Hauptſtadt, nahm in Aranjuez in dem zerſtörten Palaſt des Friedensfürſten Quartier, litt von behenden Guerillas, ſchmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grauſamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünſchte Genugthuung: ihm iſt vergönnt die Eingeweide des Inquiſitionsgebäudes zu Valladolid zerſtören zu helfen und den Mordpalaſt brennen zu ſehen, nicht ohne Verdacht mit ſeinen Geſellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und ſo möge denn dieß Büchlein, neben ſo vielen andern, ſich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umſicht Gelegenheit geben.

Des
jungen Feldjägers Kriegscamerad,
immer getroſt und thätig.
Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen ſeiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt dieſe Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen ſtehend zeigt die Kugel ſich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in ſich abgeſchloſſenes Weſen; daher kann ſie aber auch, ſo wie der Glückliche, unſre Aufmerkſamkeit nicht lange feſſeln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit iſt einfach, ſie mögen, woher es auch ſey, entſpringen. Die Glücklichen überlaſſen wir ſich ſelbſt, und wenn am Ende des Schauſpiels die Liebenden in Wonne vereinigt geſehen worden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuſchauer, der ſich ſtundenlang durch ſo manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit feſthalten ließ, eilt ungeſäumt nach Hauſe. In dieſem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tauſend-Eck, das

den überall anſtoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht ſanft zu verweilen angelockt wird, das Rund ſich in milden Schatten und Widerſcheinen uns offenbart: ſo ſendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüſterung, andere Farben, andere Schatten und Widerſcheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu faſſen was ſich ſelbſt zerſtreut, und es wird von einer Theilnahme beſchäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthſel ſchwebend erhalten, ſchwankt.

Zu ſolchen Betrachtungen gibt gegenwärtiges Bändchen einen friſchen Anlaß; es ſtellt mit wenigen Pauſen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beſchwichtigend, tröſtend, beruhigend wird, iſt, daß die Perſonen, die ſo viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen geſehen, doch am Ende noch ſelbſt erzählen was überſtanden und wie ſie aus dem unerträglichſten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht ſowohl gerettet worden, ſondern ſich ſelbſt gerettet. Ein höherer Einfluß begünſtigt die Standhaften, die Thätigen, die Verſtändigen, die Geregelten und Regelnden, die Menſchlichen, die Frommen. Und hier erſcheint die moraliſche Weltordnung in ihrer

ſchönſten Offenbarung, da wo ſie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfaſſung auf dem wüſten Strande von Cabrera, der kümmerlichſten aller baleariſchen Inſeln, verdient, als Muſter einer vernünftigen, erſten, naturrechtlichen Staatsverfaſſung, die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unſeligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angeſcheiterten Mannſchaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muſter von natürlicher und ſittlicher Faſſung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang ſo vieler, die Rettung Einzelner, die ſich mitten in der ſchrecklichſten Lage mannhaft-menſchlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menſchen herrlicher und wünſchenswerther erſcheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchſten muſterhaften Erſcheinung gelangen, daß ſie Tugenden ausüben, die er vielleicht ſelbſt, in große Gefahren und Schickſale verwickelt, ehe er ſich's verſieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns dieſe Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten,

achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden ſinnigen Leſer zu, daß ihm gleichfalls in ſeiner Art, bei Beherzigung ſo ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht ſeltener Schickſale, die wichtigſten Aufſchlüſſe aus ſeinem Innern ſich entwickeln werden.

Des

jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schickſalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleiſcher 1827.

Hierzu iſt kein Vorwort beliebt worden, iſt aber als das vierte Bändchen zu Vorſtehendem anzuſehen und wird in Folgendem davon die Rede ſeyn.

Memoiren von Robert Guillemard verabſchiedetem Sergeanten; begleitet mit hiſtoriſchen meiſtentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Weigand'ſche Buchhandlung 1827.

Zwey Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drey deutſche Original-Verſuche dieſer Art ſchon glücklich gelungen ſind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeſchick, wie es Perſonen des unterſten Grades begegnen kann, ſo natürlich als ausführlich beſchrieben der Leſewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutſchland als unterhaltendes Büchlein günſtig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; ſodann erſchien er ganz unvermuthet in's Engliſche überſetzt, da

er ſich denn in dem vornehm typographiſchen Coſtume ganz anſtändig ausnimmt. Der Kriegscamerad blieb nicht hinter ſeinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung 1827 Nr. 35) gibt ihm, unſrer eignen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erſt vor kurzem die Preſſe verlaſſen, ſoll, wenn wir nicht irren, ſich noch mehr Zuſtimmung verdienen, weil ſein Charakter entſchiedener iſt und ſeine Ereigniſſe für bedeutender gelten können. Hier träte denn der ſeltene Fall ein, daß Fortſetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raſcheren Schritt vorwärts gingen.

Dieſe drey genannten jungen Leute, zwey Thüringer und ein Elſaſſer, in der mittlern und niedern Claſſe geboren, vom Jahre 1806 in franzöſiſchen Kriegsdienſten, werden in den ſpaniſchen Feldzug und weiter in die unſelige Weltgeſchichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieſer individuellen Bekenntniſſe, ſie ſchreiten parallel und faſt ſynchroniſtiſch neben einander fort, und laſſen uns auf die klarſte Weiſe in das Verderben hineinſehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein ſubalterner Franzoſe auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs franzöſiſcher Glücks- und Unglücks-Wagniſſe red-

lich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in ſeine, leider ſehr veränderte und entſtellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie ſo mancher andere zuletzt zu Feder und Papier ſeine Zuflucht nimmt. Der franzöſiſche Herausgeber drückt ſich klar und einſichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard ſcheinen uns aller Betrachtung werth zu ſeyn. Man iſt freilich, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehr daran gewöhnt, nur Schriften zu leſen, deren Verfaſſer zu den höhern Claſſen der Geſellſchaft gehören. Bis jetzt haben Perſonen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung deſſen was ſie geſehen hatten, ſelten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, gibt es indeſſen noch eine Menge obſcurer Menſchen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereigniſſe im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu ſehen und ohne Leidenſchaft über Perſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.“

„Aus der Lecture dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben ſeyn. Man erhält von ihm aus=

führliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheit ſeiner Erzählung von Andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.“

„Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deßhalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die

Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in ſeinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leſer, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden beſondern Thatumſtand auszumahlen verſteht, dieſe Memoiren zur angenehmen Lecture machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verſchmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereigniſſen entgegengeſetzter Natur verſchiedenartig ergriffen, für jeden Umſtand beſondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl, faſt ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabſinkt, ſo erhält dadurch, unſeres Bedünkens, ſeine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde.“

Da wir durch Vorſtehendes genugſam von Art und Weiſe, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet ſind, ſo könnten wir es wohl dabei bewenden laſſen, um ſo mehr als das was wir zu ſagen haben, einigermaßen bedenklich iſt. Der Leſer, wenn er irgend etwas Geſchichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigſtens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinſtimmend an-

ſehen. Gilt dieß ſogar von Roman und Gedicht, warum ſollte es nicht von einer Lebensbeſchreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unſern Sergeanten, dem wir eine beſondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hiebei meinen oder glauben, früher oder ſpäter zur Sprache kommen muß, ſo halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Perſönlichkeit des Sergeanten, ſie geht ſo treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erſcheinen überall wieder. Ein kühner thätiger und doch immer ſubaltern = genügſamer Sinn zeigt ſich überall, und beſonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung [mit] getroſtem ſicherm Schritt; nur wenn er in der Folge, bei höchſtbedeutenden Weltereigniſſen mitwirkend oder zuſchauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerſt, ſchütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verſtand, einen freier umſchauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem ſey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft iſt können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig ſchien uns, daß keine Abſicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Intereſſe zu wirken nur im mindeſten bemerklich ſey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen ſich ſelbſt und

gegen

gegen das Vergeſſen, gegen das völlige Auslöſchen zu retten, wodurch beſonders in neueſter Zeit ein Tag den andern übertüncht, und das Unnützeſte über das Trefflichſte, als müßte es ſo ſeyn, ſorglos hinpinſelt.

Wir erkennen alſo mit Zufriedenheit und Beifall, daß ſich an dem heitern und harmloſen Lebensfaden eines untergeordneten Menſchen die wichtigſten halbbekannten und unbekannten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlaſſen. In's Einzelne dürfen wir nicht gehen, Ueberraſchung und Antheil ſey dem Leſer unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht gibt von einem auf franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtaat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes das auf jede Weiſe ſchätzbar iſt und einem Schriftſteller, der in dieſer Art des Halbromans ſich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieſer problematiſchen Production ſich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Biographiſche Denkmale

von

Varnhagen von Enſe.

Mit vielem Vergnügen hab' ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarch's Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drey hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, ſind eigentlich höchſt mannichfaltige Variationen deſſelben Thema's. Zwiſchen dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wären ſie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwiſchen dem ſiebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, ſittlicher und ſelbſt der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, ſtrebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienſte zu leiſten, die ſie denn auch durch Vertrauen, ſo wie durch Ehrendenkmale,

und ein reichliches Auskommen bis in das höchſte Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, ſetzt ſich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht und uneigennützig=großartig zieht er ſich in's eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja ſeltſamen Beſtrebungen ſelbſtſtändig und unabhängig zu ſeyn und zu bleiben.

Theodor, ſo viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um ſein ſelbſt willen; ihn beherrſcht die unüberwindliche Begier ſich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeſchick läßt er ſich von immer neuen gewagten Verſuchen abſchrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis in's tiefſte Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen ſagen: die Weltüberſicht iſt rein und ſicher, der Vortrag ernſt und einfach; Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drey Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens=Eintritt heran, zwey in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis in's

Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete ſich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz friſche Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerkſame Reiſende zurückbrachte, befanden ſich zwey große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabſtichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmahler, der den großen Beifall ſeiner Tage durch edle, freie, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmänner zu gewinnen verſtand), das andere, jenes in Corfu ihm errichtete ſtatuariſche Denkmal vorſtellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachſener, kühn Beweglicher ſich ſehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff ſpäter in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenoſſen, in aller ſeiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie ſollte aber ein ſo wundervoller Mann bei ſeinem Leben nicht wunderlich erſcheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und niemand ah-

nete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm ſein Geſchäft auf, die unbändigen Corſicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Luſt ſich ſelbſt zu regieren auf die nordamericaniſchen Colonien überging und, als es dort ſo wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu beſtehen nicht ermüdete.

Dank ſey daher im Allgemeinen dem Verfaſſer, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche ſo klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite beſonders, daß er meine frühſten Jugenderinnerungen wieder aufgefriſcht. Denn das iſt, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, ſich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als perſönlich gegenwärtig anzuſchauen.

Varnhagen von Enſe's
Biographien deutſcher Dichter.

Paul Flemming, Friedrich v. Canitz und Johann von Beſſer, erſcheinen mir zu dieſen Betrachtungen höchſt willkommen. Die Werke genannter Dichter ſtanden im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin leſen mehr als daß ich ſie las, ihr Anſehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteriſtiſche freilich ihrer Verdienſte, wie ſie mir nun der trefflich ſchildernde, geſondert und geiſtreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlſchaulich darſtellt, blieb mir, ich geſtehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß ſie ſämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenoſſen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beſchwerlich auflagen. Dieſe Wirkung begreife ich erſt jetzt, da ſie bei'm Leſen oben=

genannten Bandes, als das wiederaufſteigende Geſpenſt einer uralten Zeit, auf dieſelbe Weiſe laſteten.

Niemand wird jene Biographien ungeleſen laſſen, und meine Freunde bitte ich dabei, ſich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit ſolcherlei Lieb- und Hofſchaften, noch mit derlei geſtaltloſem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meiſt gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des proteſtantiſchen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige was ſich in mir zu entwickeln ſtrebte nicht unterdrückt und mißgeleitet werden ſollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meiſtens. Sind ja meine erſten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichſten Sinne gewaltſame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber ſich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit ſey denn auch dem werthen Verfaſſer dieſer Biographien von meiner Seite Dank geſagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichſte Weiſe mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Beſtreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächſt unſre Nation literariſch in ſich ſelbſt zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit ſeinen biographiſchen Darſtellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und

durch Darſtellung der Individualitäten und des Zeitgeiſtes, mit dem ſie in Wechſelwirkung geſtanden, Klarheit des ganzen Zuſtandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einſicht, Einſicht erſchafft Duldung, Duldung iſt die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunſt,

von

Friedrich Rochlitz.

Erſter Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leſer geben mir ſchon lange zu, daß ich, anſtatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausſpreche, den ſie auf mich haben mochten. Und im Grunde iſt dieß doch das Urtheil aller Leſenden, wenn ſie auch ihre Meinung und Geſinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indeſſen der jüngere Wißbedürftige daran ſeine Kenntniſſe mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deßhalb iſt die Aufnahme eines Werks ſo ſehr verſchieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich beſonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderſt der gemüthlich ausführlichen Darſtellung des Meſſias von Händel gedenken; ſie erregte in mir die unwiderſtehliche Sehn=

ſucht, von dem Werke, das mich früher an die ernſteſte Tonkunſt herangeführt, ſoviel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle ſich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüſſe in Geiſt und Seele ſich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Muſikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünſtlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unſchätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man ſchreitet vor, man wiederholt; und ſo hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'ſcher Geiſtesgewalt durchdrungen zu ſeyn.

Die Biographien Hillers und der Schmehling-Mara thaten mir ſehr wohl und veranlaßten nachſtehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächſten Umgebung lebt die Jugend immerfort entweder zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, oder mit Gedanken und Beſtrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage verſetzt, wo ich in Leipzig, in ſtudentiſchem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen taſtete.

Auch ich habe den guten Hiller beſucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner

heftigen, durch keine Lehre zu beſchwichtigenden Lern-begierde ſich ſo wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Dlle. Schmehling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchſt vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Haſſens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiſte hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit dieſem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufſätzen unterhalte, ſcheint mir der Mann zur Seite zu ſtehen, den ich ſchon ſo lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenoſſen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange ſich heiter und froh, wie ich mich zu dem ſeinigen, gefügt. Von der erſten Zeit an erſcheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben dieſen Charakter gewinnen ſeine Vorträge; er ſchreitet ruhig getroſt in der Literatur ſeiner Tage daher, erwirbt die vollkommenſte Leichtigkeit des Ausdrucks, ſagt nur was ſich ausſprechen läßt und ſpricht es gut aus; zu ſeinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein muſikaliſches Talent entwickelt ſich aus ſeinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt ſo, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Gabe zu Darſtellung von muſikaliſchen Erfahrungen und Geſetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin ſchuldig geworden, iſt kaum mehr zu ſondern, denn

ſeine Wirkungen ſind ſchon in die Maſſe der Nation über- gegangen, woran er ſich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beiſtimmung vergnü- gen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt anſehen darf, ſind von jederman gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: Auswahl aus Fr. Roch- litz ſämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff. erſchien, ſeinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Leſern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wunder- ſamſten Productionen zu gedenken, die ſich vielleicht je, man darf wohl ſagen ereignet haben. Es iſt das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfaſſers als Schriftſtellers und Tonkünſtlers vereint hervortreten und zugleich ſein rein ruhiger, zuſammengenommener Charakter ſich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geſchäf- tig, obgleich beängſtigt, ſich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unſeres Freundes, Ereigniſſe zu beobachten, ſeine Gedanken durch Schrift, ſeine Empfin- dungen muſikaliſch auszudrücken, wird uns dadurch er- halten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbe- wußte, Deſultoriſche der überdrängteſten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Mo- mente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum

Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu fixiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unvorſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen gefundene Selbſthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbſtſtändigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieſes iſt ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging, oder vielmehr im Theatergeſchäft den Epilog zu Eſſex ſchrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag

Solger's
nachgelaſſene
Schriften und Briefwechſel.
Zwey Bände.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menſchen lieſ't man mit großem Antheil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuſtänden und Geſinnungen. Aber ganz unſchätzbar ſind Briefwechſel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenann-

ten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechſel. Die drey wichtigen Männer, Solger, Tieck und Raumer, unterhalten ſich über ihr fortſchreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und ſo kommt, ganz ohne Vorſatz, ein vollſtändiges Bild eines edlen lebendigen Kreiſes zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächſte eingreift und ſo das Fernſte in Bewegung ſetzt. Der Kreis iſt nicht abgeſchloſſen, ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeſchichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift ſeinen eigenen Bezug, und lernt einſehen, wie man ſelbſt in die Ferne gewirkt, was Zeitgenoſſen von unſern Thätigkeiten aufgenommen, was ſie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereigniſſe meines Lebens konnte ich ſchon bemerken, daß ich manchen ſeit Jahren mit Heranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längſt vergangene Zeiten und Ereigniſſe, woran auch ſie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zuſtände wieder vergegenwärtigt. Und ſo haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzuſehen ſind, auf das ſchönſte zu danken, daß ſie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichſt anſprechen muß.

Wie zart und ſchön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen

men und ſich daran erbaut, verdient wohl zunächſt eine dankbare Erwähnung, obgleich ſein liebenswürdiger Charakter ſich beſonders in dieſen Briefen auf eine Weiſe hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieſer beiden Bände, welche von keinem gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungeleſen bleiben können, ſchon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's

auserleſener Briefwechſel,

in zwey Bänden.

Eine höchſt intereſſante Lecture für's Publicum, dem es um Einzelnheiten der Perſonen und Schickſale zu thun iſt; für mich eine höchſt traurige Uterhaltung. Ich recapitulire was ich ſchon weiß, und ſehe nur deutlicher, warum ich mit ſo viel guten und vorzüglichen Menſchen niemals eigentlich übereinſtimmen konnte. Jetzt da ich ſie in ein paar Bänden zuſammengedrängt in der Hand habe, kommen ſie mir vor, wie Menſchen, die ſämmtlich Eine Sprache ſprechen, aber in den verſchiedenſten Dialekten, und jeder glaubt, auf ſeine Weiſe drücke man ſich am beſten aus: der Schweizer ſchüttelt den Kopf über den Niederſachſen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme weiß aber einer ſo wenig zu ſagen als der andere; ſie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeſte und niemand hat die Braut geſehen. Beſieht man es genau, ſo gründet ſich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewiſſes inneres Behagen an ſeinem Daſeyn. Der

Glaube, die Zuverſicht auf das Bißchen was man iſt oder ſeyn möchte, beſeelt einen jeden, und ſo möcht' er ſich auch dem andern machen, eigentlich den andern ſich gleich machen, und dann, denken ſie, wäre es gethan. Erſt becomplimentiren ſie ſich von der Seite, wo ſie ſich gerade nicht abſtoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und ſeine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben ſie auseinander. Ueber die Perſönlichkeiten ſelbſt laſſen ſich merkwürdige Betrachtungen anſtellen. Da ich die meiſten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derſelben mehr gelitten als genoſſen habe, ſo zeichnen ſie ſich in dieſen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will ſehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, dieſe Züge feſtzuhalten; ſollt' ich es auch nur ſpät zu Tage geben, ſo wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er ſprach deutlich aus: ſie verberge ihm ſeinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewieſen zu haben, daß es keine Naturphiloſophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimſten Geſetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieſer Conſequenz des unendlich Mannichfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten. Da lobe ich mir unſern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:-
Ein Kind entſprang von hohem Sinn.
So iſt uns allen offenbar:
„Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.“

S. Dante dell' Inferno canto XI., 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die ſinnig-geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das düſtere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür auf's herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er uns dieſe Wohlthat erzeigend auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt, denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Juſtus Möſer.

Gern erwähne ich dieſes trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals perſönlich gekannt, durch ſeine Schriften und durch die Correſpondenz, die ich mit ſeiner Tochter geführt, worin ich die Geſinnungen des Vaters über meine Art und Weſen mit Einſicht und Klugheit ausgeſprochen fand, ſehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menſchenverſtand ſelbſt, werth ein Zeitgenoſſe von Leſſing zu ſeyn, dem Repräſentanten des kritiſchen Geiſtes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächſten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortſetzung der Osnabrückiſchen Geſchichte, aus Möſers hinterlaſſenen Papieren entnommen, uns geſchenkt werden. Und wären es nur Fragmente, ſo verdienen ſie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines ſolchen Geiſtes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldſtaub, denſelben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte ſelbſt.

Hier nur einen Hauch dieſes himmliſchen Geiſtes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unſerer Vorfahren. Es wird ſo viel von dem Aberglauben unſerer Vorfahren erzählt, und ſo mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geiſteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigſtens zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen. Meiner Meinung nach hatten dieſelben bei allen ihren ſogenannten abergläubiſchen Ideen keine andere Abſicht, als gewiſſen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt ſeinen eigenen Namen in der Volksſprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man ſich ihrer erinnern ſollte, ſo wie ſie dem Schlüſſel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um ſo geſchwinder wieder zu finden. So ſagten ſie z. E. zu einem Kinde, das ſein Meſſer auf den Rücken oder ſo legte, daß ſich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden ſich, wenn ſie auf dem Tiſche herumſpazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil ſie dieſes ſo glaubten, ſondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand ſo manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müſſe, als er Salzkörner in ſeinem Leben unnützer Weiſe verſtreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Geſinde einen Denkzettel zu geben, und ſie vor einer gewöhnlichen Nachläſſigkeit in

Kleinigkeiten, die, zuſammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie ſagten zu einem eitlen Mädchen, welches ſogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verſtohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche ſich des Abends im Spiegel beſehe, und was dergleichen Anhängſel mehr ſind, wodurch ſie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen ſich bemüheten. Mit Einem Worte: ſie holten aus der Geiſterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken ſollten.“

Gar löblich ſtellt Möſer die fromme und die politiſche Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, ſie deutet auf Nutzen und Schaden; die erſtere bezweckt ſittliche Bildung und ruft religioſe Vorſtellungen zu Hülfe. In der politiſchen ſpielt Reinecke Fuchs die große Rolle, indem er entſchieden ſeinen Vortheil verſteht und ohne weitere Rückſichten auf ſeine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel ſind dagegen Engel und Teufel faſt allein die Wirkenden.

Origenes ſagt: ſeine Zeitgenoſſen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verſtoßener Engel.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, beide erfinden eingebildete Weſen, und zwiſchen dem Wirk-

lichen, Handgreiflichen ahnen ſie die ſeltſamſten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poeſie befreit ſich immer gar bald von ſolchen Feſſeln, die ſie ſich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt ſich Zauberſtricken vergleichen, die ſich immer ſtärker zuſammenziehen, jemehr man ſich gegen ſie ſträubt. Die hellſte Zeit iſt nicht vor ihm ſicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, ſo ſtrebt des armen Menſchen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung in's Geiſterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet ſich eine wunderſame reiche Welt, von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit, die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Aſträen zurückgekehrt zu ſeyn, der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt ſeine Rechte durchzuſetzen.

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raſchem Vorſchreiten der literariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vorgeht, glauben wir, müſſe ſo ſeyn und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mach' ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wieder ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am beſten

ausdrückt, ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind das was das Individuum conſtituirt, das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne Yorik Sterne, das Menſchliche im Menſchen auf das zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, inſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr ſie ſind es, die den Menſchen nach einer gewiſſen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleiſe weiterſchieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verſchwiſtert ſey, fällt ſogleich in die Augen: denn ſie begünſtigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unſere Eigenheiten ungeſtört hinzuſchlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten

von

Wilhelm Schütz.

Nächſt den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man ſich vorſtellen als Formen des lebendigen Daſeyns und Handelns einzelner, abgeſchloſſener, beſchränkter Weſen, und in dieſem Sinne gibt es Eigenheiten der Individuen ſo wie der Nationen. Und dieſe ſind es denn, welche, indem ſie ſich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erſcheinen.

Hieraus läßt ſich nun ſchon erkennen, daß eine Eigenheit an ſich, wo nicht lobenswerth, doch wenigſtens duldbar ſeyn könne, indem ſie eine Art zu ſeyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten laſſen. Die Influenz dagegen iſt immer gefährlich, ja ſie wird meiſt ſchädlich: denn indem ſie fremde Eigenheiten über eine Maſſe heranführt, ſo fragt ſich ja, wie dieſe ankom-

menden Eigenheiten ſich mit den einheimiſchen vertragen, und ob ſie nicht eben durch Vermiſchung einen krankhaften Zuſtand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwey verſchiedene Menſchenmaſſen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs vereinigt, wenn ſchon beide geſund, doch einen gefährlichen krankhaften Zuſtand erzeugen. Die mediciniſche Polizey hat beobachtet, daß Heerden ungariſcher Ochſen, nach Schleſien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man ſolche Gäſte in Wäldern oder auf Weideplätzen iſolirt, ſich ſehr bald verliere, wogegen daſſelbe Uebel, wenn es die einheimiſchen Thiere ergreift, die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man ſodann, daß alle Contagien in den erſten Momenten der Mittheilung viel heftiger und ſchädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil ſie in der ergriffenen Maſſe nicht eine homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden.

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen. Ja der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne; denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſeyn, was ein jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders als die andere ergreift, ſo werden wir gar manches aus dem Vorgeſagten entſpringende Räthſel zu löſen vermögend ſeyn.

Dem operoſen, unabläſſig im irdiſchen Thun und Treiben beſchäftigten Engländer muß der ſtreng beobachtete Sonntag höchſt willkommen bleiben; der weniger, beſonders in ſüdlichen Ländern, beſchäftigte Katholik wird außer dieſem Ruhetag noch Feiertage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der deutſche Proteſtant immer mit Nachſinnen beſchäftigt,

und außer ſeinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geiſtigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, beſonders nach Verſchiedenheit des Geſchäfts, in ganz verſchiedenem Sinne der geſetzliche Feſttag gefeiert wird.

Nun möchte es ſcheinen, als wenn wir uns von dem erſt eingeſchlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein, wenn einmal davon die Rede iſt, allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, ſo thut man wohl, in's Allgemeinſte zu gehen, weil ſich alsdann Alles und Jedes gradweiſe am ſicherſten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfaſſer vollkommen einig ſind und an ſeinem Vortrag nichts zu ändern wüßten; ſo bemerken wir doch, daß er ſelbſt vermeidet, noch eine gewiſſe nah anſtoßende Höhe zu erklimmen, ſich zu einer noch erweiterten Ueberſicht zu bekennen. Zwar ſpricht er ſchon vieles Höchſtbedeutende aus und in der Ueberſicht ſeines gewiſſen Kreiſes vermiſſen wir nichts; vielleicht iſt es auch noch nicht Zeit, ſich weiter völlig auszuſprechen, da die eigentliche entſchiedene Richtung unſerer Tage noch in unaufhaltbarem Gange

iſt. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Perſonen ſich über den wahren Zuſtand, ſich über das Wünſchenswerthe im Unvermeidlichen zu verſtändigen wiſſen, deſto beſſer wird es zu achten ſeyn, deſto größern Vortheils werden die Zeitgenoſſen, werden die Nachfahren ſich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von ſolcher Höhe ein jedes einflußreiche Beſtreben, Schreiten und Gelangen der ſämmtlichen Künſte, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beſchauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der ſich von Jahrzehnten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchſt merkwürdig bleiben, wie jede Kunſt und die zu ihrem Erſcheinen nothwendige Technik ſich gebildet, bedingt, beſtimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Luſtrum geht ſeinen Gang, und von allem Beſtreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verſpäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in ſeiner Grunderſcheinung ein wahrhaft lebendiges Daſeyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz iſt die der Zeugung, der Geburt, des Wachſens und Gedeihens. Dieſes aber läßt ſich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organiſchen Lebens durchlaufen hat, welches

denn

denn alſo unſern Nachkommen, lieber aber unſern Vorgreifenden anheim geſtellt ſey, unter welche letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfaſſer von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns ſcheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſey auch folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpäteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyranney unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edlen Kennern frei geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreyfältig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und fühlender

Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten zur Sprache bringen und ſein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literariſchen Converſationsblatte ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtatt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das was geleiſtet werden willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayſler zu Breslau ſtellt in einer Einladungs=Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinſtimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.

Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöſ't zu ſehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Literatur wohl ſelten zugetragen haben, und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen als er ſelbſt, und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb ein Lebenslied einzuſchalten das mir, ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung, immer werth geweſen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten muſste, muſste weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog:
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige schlang:
Um Mitternacht.

Neue Liederſammlung
von
Carl Friedrich Zelter.

In derſelben iſt auch vorſtehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutſchland ausgeſäeten Freunde und Freundinnen hiedurch ſchönſtens ein, ſich es recht innigſt anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man laſſe mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellſten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geiſtreich-anmuthiger Geſellſchaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederſchrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem ſind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren muſikaliſche Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechſelwirkung zweyer Freunde, die ſeit mehreren Jahren einander kein Räthſel ſind; daher es denn dem Componiſten natürlich

ward ſich mit dem Dichter zu identificiren, ſo daß dieſer ſein Inneres aufgefriſcht und belebt, ſeine Intentionen ganz auf's neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß dieſe Anklänge in Ohr und Gemüth ſo manches Wohlwollenden noch lange wider-zutönen geeignet ſind.

Oeſtliche Roſen

von

Friedrich Rückert.

Es läßt ſich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutſchen Nation ſich gewiſſe dichteriſche Epochen hervorthun, die in ſittlichem und äſthetiſchem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denſelben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen ſolchen Verlauf, ich finde ihn aber nothwendig und wünſchenswerth. Wir hören, weil hier beſonders von Liedern die Rede ſeyn ſoll, einen ſanft melancholiſchen Anklang der ſich von Hölty bis zu Ernſt Schulz durchzieht; der hochgeſinnte deutſche Hermanns-Geiſt, von Klopſtock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erſcholl zur Kriegs- und Sieges-Zeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutſchen; wie eifrig begleiteten ſie nicht mit Geſängen und Liedern ihre Thaten und Geſinnungen. Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär' es nur auf kurze

Stunden, in heiterer Geſellſchaft ſich als Ohne-Sorge fühlen will, ſo war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Oſtwind vergleichbar, abkühlend erfriſchte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compoſitionen meines Divans hab' ich ſchon manche Freude gewonnen. Die Zelteriſchen und Eberweiniſchen gut vorgetragen zu hören, wie es von der ſo talent- als ſangreichen Gattin des Letzteren geſchieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beſte Stimmung verſetzen.

Und ſo kann ich denn Rückert's oben bezeichnete Lieder allen Muſikern empfehlen; aus dieſem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeſchlagen, wird ihnen gewiß manche Roſe, Narciſſe, und was ſonſt ſich hinzugeſellt, entgegen duften; von blendenden Augen, feſſelnden Locken, gefährlichen Grübchen, findet ſich manches Wünſchenswerthe; an ſolchen Gefahren mag ſich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Gaſelen des Grafen Platen nicht für den Geſang beſtimmt ſind, ſo erwähnen wir doch derſelben gern als wohlgefühlter, geiſtreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, ſinniger Gedichte.

Ueber

Goethe's Harzreiſe im Winter.

Einladungsſchrift von Dr. Kannegießer, Rector des Gymnaſiums zu Prenzlau.

December 1820.

Dieſes kleine Heft, vom Verfaſſer freundlich zugeſandt, gab mir die angenehme Veranlaſſung die ſonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheiſchen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein ſinniger Ausleger, dem die wunderlichen Beſonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt ſeyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältniſſes, die Weſenheit des Zuſtandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgeſprochen

Nachdem ich mir nun jene für mich ſehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, ſo kann ich nicht unterlaſſen einiges zu erwidern und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuſchreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geiſtreich nachſpürende Männer meine Gedichte zu entwickeln ſich beſtrebten; ich nenne Moritz und Dellbrück, welche beide in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnißvolle dergeſtalt eindrangen, daß ſie mich ſelbſt in Verwunderung ſetzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgeſpürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgeſprochenen Dank vertraulich erwidere und, nach ſeinem Wunſch, über das genannte Gedicht auch meinerſeits einige Aufklärung verſuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und ſo auch von den kleineren Gedichten gilt, iſt, daß ſie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anſchauen irgend eines Gegenſtandes verfaßt worden, deßhalb ſie ſich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei beſondern äußern, oft gewöhnlichen Umſtänden, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorſchwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anläſſe nicht bekannt ſeyn können, ſo wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn vorwalten laſſen; ich habe auch hiezu, um die Poeſie nicht zur Proſe her-

abzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geſchwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreiſe, iſt ſehr ſchwer zu entwickeln, weil es ſich auf die allerbeſonderſten Umſtände bezieht; und doch hat er ſehr viel geleiſtet, indem er das Angedeutete genugſam herausahnete, wodurch ich mich ſtellenweiſe in Verwunderung geſetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographiſchen Verſuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reiſe ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht ſelbſt leiſe angedeutet ſind.

Dem Geyer gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reiſende verläßt am frühſten Wintermorgen ſeinen, im Augenblick behaglich-gaſtfreundlichen, thüringiſchen Wohnſitz, wo ihn ſpäter eine zweyte Vaterſtadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein ſchwerer, ſchneedrohender Himmel wälzt ſich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beſchwerlichen Unternehmens ſtählt den Muth und erheitert den Geiſt. Der Dichter gedenkt ſeines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den ſchönſten Erfolg verſprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſt.

Aber ſogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um deſſentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geſchrieben, um ſich wenigſtens perſönlich von der damals herrſchenden Empfindſamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade dieſen Geſinnungen günſtig hielt. Er mußte manchen ſchriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm beſonders ein junger Mann auffiel, welcher ſchreibſelig-beredt und dabei ſo ernſtlich durchdrungen von Mißbehagen und ſelbſti-

ſcher Qual ſich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Perſönlichkeit zu denken, wozu dieſe Seel-Enthüllungen paſſen möchten. Alle ſeine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abſtoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper ſich ein ſo wunderlicher Geiſt gebildet habe? Ich wollte den Jüngling ſehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichtſchauer
Drängt ſich das rauhe Wild,

Der Reiſende gelangt auf die nächſten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt ſich die Landſchaft, einſam und öde ſtarrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zuſtand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Geſicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Wer ſeine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die ſich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühſam Reiſende bedürfen gutes Muthes, der ſich leicht zu Uebermuth ſteigert. Unſer Reiſender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelaſſen und verachtet die Städter, deren Zuſtand er gleichnißweiſe ſchmählich herabſetzt.

Wahrſcheinlich iſt ein wunderſamer Druckfehler daher entſtanden, daß Setzer oder Corrector die *Reichen*, die ihm keinen Sinn zu geben ſchienen, in *Reiher* verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrſperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe ſtehen jene, dieſe in der letzten.

Leicht iſt's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu ſeiner eigenen günſtigen Lebensepoche zurück, ohne ſich irgend ein Verdienſt anzumaßen, ja er ſpricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringſchätzung.

Aber abſeits, wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Das Bild des einſamen, menſchen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er mahlt ſich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Seine herzliche Theilnahme ergießt ſich im Gebet. Die Auslegung dieſer Strophen iſt meinem freundlichen Commentator beſonders gelungen; er hat das Herzliche derſelben innigſt gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel ſchaffſt
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wildes
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet ſeine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert ſich ſeiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieſer Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewiſſer Gegend

gend ſich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben dieſe Luſtpartie war es, welche jene vertraute Geſellſchaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu ſeiner Wanderung darbietend. Er trennte ſich, mit dem Verſprechen bald wieder unter ihnen zu ſeyn.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu ſich ſelbſt zurück, betrachtet ſeinen bedenklichen Zuſtand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben.

Hier iſt der Ort zu bemerken, daß man ſich bei Auslegung von Dichtern immer zwiſchen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der ſiebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menſchen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewieſene Bedürfniß; in der achten Strophe iſt unter Vater der Liebe das Weſen gemeint, welchem alle übrigen die wechſelſeitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten iſt unter Liebe das edelſte Bedürfniß geiſtiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung ſetzt und, auf die ſchönſte Weiſe, in Freundſchaft, Gattentreue, Kinderpietät

und außerdem noch auf hundert zarte Weiſen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,

Er ſchildert einzelne Beſchwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überſtanden werden.

Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreigen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantaſtiſch erſcheinender Punkt, über deſſen Realität der Dichter ſchon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein ſehr erfreuliches Document noch in ſeinen Händen iſt.

Ich ſtand wirklich am ſiebenten December in der Mittagsſtunde, gränzenloſen Schnee überſchauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwiſchen jenen ahnungs-

vollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarſten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltſam brannte, ſo daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branſtige Geruch erregt ward. Unter mir ſah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenſchichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erſcheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, iſt in meinem Entwurf der Farbenlehre im 75ſten §. umſtändlich beſchrieben.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Hier iſt leiſe auf den Bergbau gedeutet. Der unerforſchte Buſen des Hauptgipfels wird den Adern ſeiner Brüder entgegengeſetzt. Die Metalladern ſind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewäſſert werden.

Eine vorläufige Anſchauung dieſer wichtigen Geſchäfts-Thätigkeit ſich zu verſchaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das ſeltſame Unterneh-

men, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings myſteriöſe, ſchwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema deſſelben wäre alſo wohl folgendermaßen auszuſprechen: der Dichter, in doppelter Abſicht ein unmittelbares Anſchauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerſt hypochondriſchen Selbſtquäler zu beſuchen und aufzurichten, bedient ſich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdluſt auszieh'n, um ſich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie ſie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach ſeiner Seite hin, jenen einſamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, ſondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anläſſen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beſchneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem was ihm während dieſer Zeit durch den Sinn gezogen ſchreibt er zuletzt kurz, fragmentariſch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmiſche Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg ſchließt er ſich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroiſchen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer praſſelnden Kaminflamme, ſie durch Erzählung ſeiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eig=nem Vergnügen erſehen, wie er ſo vollkommen zum Verſtändniß des Gedichtes gelangt ſey, als es ohne die Kenntniß der beſonders vorwaltenden Umſtände möglich geweſen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerſtreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beſchränken ſcheint, ſo wird doch dieſes wieder erfreulich gehoben und in's rechte Licht geſtellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Baſe empor=gehoben worden. Gibt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beſchränkt ſeyn ſoll alles was er vor=trägt aus dem Gedicht zu entwickeln, ſondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, ſo darf man dieſe kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment:

die Geheimniſſe.

1 8 1 6.

Eine Geſellſchaft ſtudirender Jünglinge, in einer der erſten Städte Nord=Deutſchlands, haben ihren freundſchaftlichen Zuſammenkünften eine gewiſſe Form gegeben, ſo daß ſie erſt ein dichteriſches Werk vorleſen, ſodann über daſſelbe ihre Meinungen wechſelſeitig eröffnend, geſellige Stunden nützlich hinbringen. Derſelbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimniſſe

überſchrieben, ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet, ſich darüber beſprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen geweſen, den Entſchluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thulich ſey dieſe Räthſel aufzuklären; wobei ſie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meiſten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art

deſſelben ſo viel guten Willen, Sinn und Anſtand finde; ſo will ich hierauf um ſo lieber eine Erklärung geben, als jenes räthſelhafte Product die Auslegungsgabe ſchon manches Leſers beſchäftigt hat, und ich in meinen ſchriftſtelleriſchen Bekenntniſſen wohl ſobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo dieſe Arbeit veranlaßt und ſogleich auf einmal in ſo kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man ſie kennt, alsdann aber unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf vorausſetzen, daß jenes Gedicht ſelbſt dem Leſer bekannt ſey, doch will ich davon folgendes erwähnen: man erinnert ſich, daß ein junger Ordensgeiſtlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daſelbſt zwölf Ritter, welche nach überſtandenem ſturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr ſich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreyzehnter, den ſie für ihren Obern erkennen, iſt eben im Begriff von ihnen zu ſcheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen ſeinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geiſtlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterſcheinung feſtlicher Jüng-

linge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten er- hellen, macht den Beſchluß.

Um nun die weitere Abſicht, ja den Plan im All- gemeinen, und ſomit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leſer durch eine Art von ideellem Montſerrat geführt werden und, nachdem er durch die verſchiedenen Regionen der Berge, Felſen und Klippen-Höhen ſeinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen ſollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in ſeiner Woh- nung beſucht und durch Anſchauung klimatiſcher und nationaler Verſchiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichſten Männer von allen Enden der Erde ſich hier verſammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf ſeine eigenſte Weiſe im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leſer oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Men- ſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Be- dürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, ſich hier am Orte in ausgezeichneten Indivi- duen darzuſtellen und die Begier nach höchſter Ausbil- dung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zuſammen- leben würdig auszuſprechen berufen ſeyen.

Damit dieſes aber möglich werde, haben ſie ſich um einen Mann verſammelt, der den Namen Humanus

führt; wozu ſie ſich nicht entſchloſſen hätten, ohne ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieſer Vermittler nun will unvermuthet von ihnen ſcheiden, und ſie vernehmen, ſo betäubt als erbaut, die Geſchichte ſeiner vergangnen Zuſtände. Dieſe erzählt jedoch nicht er allein, ſondern jeder von den Zwölfen, mit denen er ſämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieſes großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde ſich dann gefunden haben, daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zuſammenleben Humanus gar wohl von ihnen ſcheiden, weil ſein Geiſt ſich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdiſchen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach dieſem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiſte geführt, überall das Erfreulichſte, was die Liebe Gottes und der Menſchen unter ſo mancherlei Geſtalten her-

vorbringt, erfahren; ſo ſollte daraus die angenehmſte Empfindung entſpringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entſtellung, wodurch jede Religion in gewiſſen Epochen verhaßt wird, zur Erſcheinung gekommen wäre.

Ereignet ſich nun dieſe ganze Handlung in der Charwoche, iſt das Hauptkennzeichen dieſer Geſellſchaft ein Kreuz mit Roſen umwunden; ſo läßt ſich leicht vorausſehen, daß die durch den Oſtertag beſiegelte ewige Dauer erhöhter menſchlicher Zuſtände auch hier bei dem Scheiden des Humanus ſich tröſtlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein ſo ſchöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperſon bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingeſetzt, der ohne ausgebreitete Umſicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreiſe, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Geſellſchaft, ſo lange ſie auf der Erde verweilt, vorzuſtehen.

Wäre dieſes Gedicht vor dreyßig Jahren, wo es erſonnen und angefangen worden, vollendet erſchienen, ſo wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich ſeit jener Epoche die Ideen ſich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Anſichten auf-

geklärt haben, würde man das nun allgemein Aner=kannte im poetiſchen Kleide vielleicht gerne ſehen, und ſich daran in den Geſinnungen befeſtigen, in welchen ganz allein der Menſch, auf ſeinem eigenen Mont=ſerrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Myſterioſes ohne myſtiſch zu ſeyn; dieſe letzte Eigenſchaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entſpringt aus der Vortragsweiſe. Der Sänger nämlich hat ſeinen prägnanten Gegenſtand, ſeine Figuren, deren Thaten und Bewegung, ſo tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn an's Tageslicht fördern will. Er bedient ſich daher aller drey Grundarten der Poeſie, um zunächſt auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geiſt beſchäftigen ſoll; er kann lyriſch, epiſch, dramatiſch beginnen, und, nach Belieben die Formen wechſelnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausſchieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendeſſelben Schlußklanges, gibt dieſer Dichtart den entſchiedenen lyriſchen Charakter.

Hat man ſich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutſchen wohl der Fall iſt, ſo ſind die Balladen aller Völker verſtändlich, weil die Geiſter in gewiſſen Zeitaltern, entweder contemporan oder ſucceſſiv, bei gleichem Geſchäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe ſich an einer Auswahl ſolcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, ſondern, wie in einem lebendigen Ur=Ey, zuſammen ſind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichſtes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu ſteigen.

Zu ſolchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; ſie iſt zwar keineswegs myſterios, allein ich konnte doch bei'm Vortrag öfters bemerken, daß ſelbſt geiſtreich = gewandte Perſonen nicht gleich zum erſtenmal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, ſo gedenk' ich ihr durch proſaiſche Darſtellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwey Knaben, in einem alten waldumgebenen Ritterſchloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen iſt, einen Sänger in die einſame Halle hereinzulaſſen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar ſeinen geſchichtlichen Geſang. Ein Graf, im Augenblick da

Feinde ſein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er ſeine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine ſchätzbare Bürde, wächſt heran.

V. 4. Das Hinſchwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerſtieben des Mantels angedeutet; auch iſt die Tochter ſchön und groß geworden, eines ſolchen Schirmes bedürfte ſie nicht mehr.

V. 5. Ein fürſtlicher Ritter kommt vorbei, anſtatt der edelſchönen Hand ein Almoſen zu reichen, ergreift er ſie werbend, der Vater geſteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut, ſcheidet ſie ungern vom Vater; er zieht einſam umher. Nun aber fällt der Sänger aus ſeiner Rolle, er iſt es ſelbſt; er ſpricht in der erſten Perſon, wie er in Gedanken Tochter und Enkel ſegne.

V. 7. Er ſegnet die Kinder und wir argwöhnen er ſey nicht allein der Graf deſſen der Geſang erwähnte, ſondern dieß ſeyen ſeine Enkel, die Fürſtin ſeine Tochter, der fürſtliche Jäger ſein Schwiegerſohn. Wir hoffen das Beſte; aber bald werden wir in Schrecken geſetzt. Der ſtolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüſtet, daß ein Bettler ſich in's Haus geſchlichen, gebietet er denſelben in's Verlies zu wer=

ſen. Die Kinder ſind verſchüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen ſich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürſt verbeißt nur augenblicklich ſeinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längſt verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl ſeiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in ſeiner Würde unangetaſtet ſtehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt ſich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Geſchlecht des gegenwärtigen Beſitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umſtände klären ſich auf; eine gewaltſame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und ſo auch ſeine Getreuen, die nun bei wieder hergeſtellter Dynaſtie zurückkehrten. Der Alte legitimirt ſich dadurch als Hausbeſitzer daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amneſtie, ſowohl im Reiche als im Hauſe und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünſche den Leſern und Sängern das Gedicht

durch dieſe Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altengliſche Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweiſ't, dieſe Darſtellung veranlaßt habe. Der Gegenſtand war mir ſehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn ſchon der entworfene Plan theilweiſe ausgeführt war, doch, wie ſo manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer dieſen Gegenſtand, hebt die lyriſchen und dramatiſchen Punkte hervor und drängt die epiſchen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geiſtreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componiſten dürfte ſich ein ſolches Theaterſtück wohl gute Aufnahme verſprechen.

Die

Die drey Paria.

Der Paria, Trauerſpiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu ſprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer ſehr klugen Verknüpfung dieſer zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfaſſers bedeutendes Verdienſt.

Dieſe Motive nun ſind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältniſſen, Zuſtänden und Gebräuchen der Indier und umfaſſen dieſes Volks zwey höchſt tragiſche Seiten, deren eine auf der ſchroffen Sonderung der Caſten ruht, woraus unſägliche Schmach für die tiefſte derſelben hervorgeht. Die andere gründet ſich auf den ſchrecklichen Gebrauch, daß eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen und ſich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erſte dieſer tragiſchen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt ſich in der Gegenwart; das zweyte wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in ſeinen Folgen auf den Augenblick, oder wird

erzählungsweiſe herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit dieſem Namen deutet es im voraus auf alle tragiſchen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caſte der Parias nämlich iſt die unterſte herabgewürdigte allgemein verachtete aller indiſchen Caſten; ſie wird, als von Gott und Menſchen verworfen, für unrein gehalten; ſie darf das Allerniedrigſte verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; ſie iſt an und für ſich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, ſieht man, welcher tiefen Verachtung dieſe Caſte preisgegeben iſt, denn der Hund ſteht noch etwas höher; ſeine Nähe beſudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von dieſem berührter Indier unrein wird und ſich durch Waſchen und umſtändliche religioſe Ceremonien mühſelig reinigen muß, wenn er ſich nicht aus ſeiner Caſte verſtoßen ſehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abſcheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf ſeinem Weg einen Paria kommen, ſo läßt er ihm von weitem zurufen, und dieſer muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caſte der Krieger und er weicht nicht aus, ſo darf ihn der Raja auf der Stelle niederſtoßen. Wie grauſam dieſes auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nur von Seiten der höhern Caſten eine

Nothwehr, denn ſie kommen in Gefahr ein gleiches Geſchick zu erdulden. In ſolchen Fall würde ein Bramin gerathen, der ſich in der höchſten Noth einen Trunk Waſſer reichen ließe; ein von aller Welt verlaſſener Kranker muß lieber ſterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde ſogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umſtand iſt zu bemerken: verwirkt jemand die Ehre ſeiner Caſte, ſo fällt er ſogleich in die tiefſte herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft ſie gleich in die Claſſe der Parias. Ein gleiches Schickſal würde die Witwe erfahren, die ſich weigerte mit ihrem verſterbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In ſo vielem Betracht iſt der Zuſtand eines Paria ein Zuſtand des höchſten Elends und der tiefſten Erniedrigung, zu welcher die menſchliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um ſo ſchrecklicher, als keine Rettung daraus möglich iſt. Wer einmal in dieſe Hölle, durch Geburt oder Vergehen, geſtoßen worden, der und ſeine Nachkommen müſſen ewig darin verbleiben; kein Verdienſt kann erlöſen, ja der Unglückliche kann ſich nicht einmal Verdienſt erwerben, und wär' er noch ſo edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung ſeines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen ſolcher allgemeinen Verachtung und drohender perſönlicher Gefahr ſind die Parias überhaupt ſehr

ſcheu und furchtſam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein ſich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Caſten zu nähern. Ohnehin müſſen ſie aus den Städten ſich fern halten, keinem Tempel dürfen ſie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienſt beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer ſich miſchen. Von ferne deuten ſie auf die Waare die ſie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen ſich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurück gelaſſen, ſo eilen ſie pfeilſchnell mit ihr davon. Kein Wunder alſo, daß ſolche Jammerleute an einſamen abgelegenen Orten ihre Wohnung ſuchen, in elenden Hütten ſich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Geſellſchaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geiſt und Herzen auf einer niedrigen Stufe ſtehende Paria nun findet ſich ſchon in ſeinen Zuſtand; er weiß es nicht anders, er iſt von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Beſſeres werth ſey, zumal da ihm von der frühſten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren Leben begangenen Sünden willen in den Zuſtand verſetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Menſch, ſey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, ſich als Paria fühlt und alle die unſäg-

liche Schmach ſeines Standes mit Bewußtſeyn und in vollem Gefühl ſeiner Menſchenwürde erdulden muß, ſo wird ein Conflict ſeines edeln Selbſt mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältniſſen entſtehen, der nicht tragiſcher gedacht werden kann.

Dieſer Conflict wird im vorliegenden Trauerſpiel ſehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochſtehender Menſch gezeichnet iſt. So auch verdient der Verfaſſer wegen der Wahl des Gegenſtandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgeſetzten, unterdrückten, verachteten Menſchheit aller Völker gelten, und wie ein ſolcher Gegenſtand ſchon allgemein menſchlich erſcheint, ſo iſt er dadurch höchſt poetiſch.

Nicht weniger iſt der Verfaſſer wegen der in der Behandlung ſeines Gegenſtandes bewieſenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang ſind alle jene tragiſchen Motive in einen einzigen Act zuſammengebracht, die Handlung entwickelt ſich an einem einzigen Ort und der handelnden Perſonen ſind nur drey.

Von vorzüglichen Schauſpielern dargeſtellt, muß dieſes kleine Stück ſehr ſchönen Effect machen, und ſo ſoll es denn allen Bühnen auf das beſte empfohlen ſeyn.

E.

Bemerkenswerth iſt es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caſte Zuſtand die Aufmerkſamkeit unſerer Dichter auf ſich gezogen. Früher ſchon war lyriſch dargeſtellt wie eine Bajadere, als Glied dieſes verworfenen Geſchlechts, durch leidenſchaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Weſen bis in den Flammentod, ſich ſelbſt zur Göttin erhoben.

Von dem deutſchen Paria in einem Acte und ſeinen Verdienſten haben wir ſo eben Rechenſchaft erſtattet, er ſchildert den gedrückteſten aller Zuſtände bis zum tragiſchen Untergang.

Die franzöſiſche Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragiſch-grauſame Motiv von der energiſchen Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüſte zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieſer zu Jünglingsjahren herangereift, thatenluſtig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn alſo des ſchönſten Surrogates aller verſagten irdiſchen Glückſeligkeit. Er miſcht ſich unter das heimiſche Kriegsheer und kämpft mit demſelben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrſchaft zu zerſtören droht, thut ſich hervor, ſiegt und der Ober-Bramin wird ihm großen Dank ſchuldig, unwiſſend wem. Dieſes geiſtliche Oberhaupt nun beſitzt eine ſehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen iſt, der auch ihren Reizen nicht widerſteht. Der Alte ſelbſt, der es vortheilhaft findet, bei ſinkendem

Anſehn mit dem Tüchtigen in Verwandtſchaft zu ſtehen, begünſtigt die Neigung, und ein Eheband wird beſchloſſen. Hier tritt nun in dem Gewiſſen des wackern Helden das traurige Bewußtſeyn gewaltſam hervor und indem er ſich und ſeine Wünſche bekämpft, erſcheint unſeliger Weiſe der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr ſagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu ſchätzen weiß, dieß ſehr ſchön gedachte, wohl durchgeführte Stück ſelbſt geleſen hat oder es zu leſen begierig ſeyn wird.

Nach dieſer doppelten in's Tragiſche geſteigerten Anſicht des traurigſten Zuſtandes wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indiſchen Legende gebildet, im dritten Bande meiner Werke abgedruckt iſt. Hier finden wir einen Paria der ſeine Lage nicht für rettungslos hält, er wendet ſich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine ſeltſame Weiſe herbeigeführt wird.

Nun aber beſitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeſchloſſene Caſte eine ſelbſteigene Gottheit, in welcher das Höchſte dem Niedrigſten eingeimpft ein furchtbares Drittes darſtellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beſeligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unſern, ſo manchem Widerſtreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen ſich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweiſen, von wo ganz allein befriedigende Verſöhnung zu hoffen iſt.

Die Hofdame,
Luſtſpiel in fünf Acten
von
Franz v. Elsholtz.

Manuſcript.

Weimar, den 16 November 1825.

Dieſes Stück, in guten Alexandrinern geſchrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Abſicht des Verfaſſers mochte ſeyn, das Lächerliche des Gefühls darzuſtellen. Nun iſt das Gefühl an ſich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es ſeiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergeſſen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtſinn, der Flatterhaftigkeit ſich hingibt.

In unſerem Drama ſpielen ſechs Perſonen, die durch ſchwankende Neigungen ſich in Lagen verſetzt finden, die allerdings für komiſch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menſchen erhöhten Standes vor-

geht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück iſt gut componirt, die Charaktere entſchieden gezeichnet, die ſechs Perſonen verwirren ſich genugſam durcheinander und die Auflöſung beruhigt das hie und da beſorgte moraliſche Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede iſt, ſey mir vergönnt, der Mitſchuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor ſich nicht lächerlich ſeyn, ſie müßten denn etwas von ihrer Eigenſchaft verlieren, und dieß geſchieht, wenn ſie durch Noth oder Leidenſchaft gleichſam gezwungen verübt werden. In dieſem Falle nun ſind die vier Perſonen des gedachten Stücks. Was ſie thun, ſind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entſchuldigt ſein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und ſomit wäre nichts daran auszuſetzen; auch iſt es in der deutſchen Literatur geſchätzt. So oft es jedoch ſeit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es ſich niemals eines günſtigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königſtädter-Theater ganz neuerlich gewagte Verſuch abermals ausweiſet. Dieſes kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehenſion hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemiſchtes Bängliches geſtört wird. In gleichem Sinne iſt das neue Stück aus heterogenen Elementen beſtehend anzuſehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darſtellung

nicht herabſteigen ſehen, und wenn man ſich gleich tagtäglich Liebeswechſel erlaubt, ſo möchte man da droben gern was Beſſeres gewahr werden; beſonders iſt dieß die Art der Deutſchen, worüber viel zu ſagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieſes Stück für vorzüglich gut und jederman wird es dafür anſprechen, wenn er ſich ihm ganz hingibt und ſich in der eignen Welt, die es darſtellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechſel aufgibt und die Menſchen nimmt, wie ſie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in ſich conſequent und lebendig iſt.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; ſie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Geſellſchaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm geſelligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunſtreich und gleichſam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorſtellung wird auf den meiſten Theatern ſeyn, daß drey Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrſcheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzugroß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einſichtiger Regiſſeur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht muſterhaft iſt; da-

her möchte das Stück, da wo es ein einſichtiges Publi=cum findet, nicht leicht geſpielt werden, und wo es ge=ſpielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, ſo thäte der Verfaſſer wohl, es drucken zu laſſen. Die deutſchen Theater haſchen durch=aus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre ſelbſt neugierig, welche Regie die Vorſtellung zuerſt wagte.

Bei'm Leſen und Vorleſen müßte es durchaus gefal=len, beſonders wenn in einer gebildeten Geſellſchaft ſechs Perſonen von Sinn, welche den Alexandriner vor=zutragen verſtehen, ſich daran gäben ihre Rollen wohl zu ſtudiren und es ſodann mit Geiſt und Leben vorzutra=gen. Eine ſolche Unterhaltung würde, ſobald mehrere Exemplare vorhanden ſind, ich ſelbſt veranſtalten. Vielleicht wäre dieß auch der ſicherſte Weg, dieſe glück=liche Production dem Theater zu empfehlen.

Ferneres über die Hofdame.

Weimar, den 11 December 1825.

Es war ein ſehr glücklicher Einfall des Dichters, ſeine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu laſſen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empi=riſcher Idealität, die ſich gewöhnlich in Sinnlichkeit

und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch ſchon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen iſt. Gehen wir ſchrittweiſe:

Die Scene, wo der Fürſt, Adamar und der Hofmarſchall allein bleiben, iſt die erſte ruhige des Stücks. Hier iſt der Zuſchauer geneigt aufzumerken, deßwegen ſie mit großer Umſicht und Sorgfalt zu behandeln iſt; ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarſchall formaliſirt ſich über das Geſchehene, als über etwas höchſt Tadelnswerthes.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte wiederaufwachende Jagdliebe; bringt das Beiſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderſtehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſey, daß ein Beiſpiel in Welſchland ihm ſey erzählt worden.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Welſchland, ergeht ſich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne, und gibt dem Umgange mit Künſtlern alles ſchuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend an Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwidert: man habe die Künſtler höchlich zu ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbeh-

rungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunſt, dem Höchſten was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dieß kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Deutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtume der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt an hat und die ihm wohl ſteht. Von einem geiſtreichen talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohlgekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Schauſpielers widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile die Natur mit einem Künſtler und durch

ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarſchall weiß nur allzuſehr, daß man ſich wechſelſeitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweiſe niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſen Tag erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forſchen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſeyn.

So viel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr und es iſt nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Geduld beiſammen hat. Hiebei aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſey, den der Dichter ſich erſt aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe.

Will er das Geſagte benutzen und ſeine weitere Arbeit mittheilen, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn und ich

werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene, und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Urſache und Abſicht meiner Vorſchläge werden dem geiſtreichen Herrn Verfaſſer auch ohne weitere Erklärung deutlich ſeyn.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwey Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutſchlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in ſeinen beſten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man ſich nicht erſt abzumüden braucht um auf ein gewiſſes Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied ſeines eigenen Glücks zu ſeyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns ſelbſt anzurechnen haben.

Die Briefe ſind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reiſe geſchrieben, welche mehr zur Zerſtreuung, in Abſicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens ſich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet

ſind ſie an eine zärtlich geliebte, genau und feſtverbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu ſehen hofft.

Der Schreibende erſcheint als geprüfter Weltmann von Geiſt und lebhafter Auffaſſung, als der, durch ein bewegtes ſociales Leben, auf Reiſen und in höhern Verhältniſſen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freiſinniger Deutſcher, umſichtig in Literatur und Kunſt.

Als guter Geſelle tritt er auf, auch in der nicht beſten Geſellſchaft, und weiß ſich immer anſtändig zu halten; er bleibt, ſowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd, als den herkömmlichen Ausſchweifungen der Gelage, ſein ſelbſt mächtig, und iſt, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüſtig bei der Hand. Beſonders aber fehlt er ſich ſelbſt nie, wenn er ſich vornimmt Ausflüge da= oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzuſetzen. Alle Witterungen ſind ihm gleich; die ſchlechteſten Wege, die unbequemſten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beſchädigung, und was man ſonſt zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beſchreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber dieſe gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weiſe. England, Wales, beſonders Irland, und dann wieder die Nordküſte von

England ſind meiſterhaft geſchildert. Man kann ſich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenſtände unmittelbar vor Augen, ſie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend ſorgfältig ſein briefliches Tagebuch geführt haben mag, ſo bleibt eine ſo klare ausführliche Darſtellung immer noch eine ſeltene Erſcheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonſte, in der größten individuellen Mannichfaltigkeit, vor. Nur durch ſeine Darſtellungsgabe werden uns die zahlloſen verfallenen Abteyen und Schlöſſer Irlands, dieſe nackten Felſen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtſinn, Wohlhabenheit und Abſurdität würde uns, ohne ihn, überall abſtoßen. Dieſe Betriebſamkeit der ſtumpfen Jagdgenoſſen, dieſe Trinkſtuben, die ſich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldſam, weil Er die Zuſtände erträgt. Man mag ſich von ihm, wie von einem lieben Reiſegefährten, nicht trennen eben da wo die Umſtände die allerungünſtigſten ſind; denn ſich und uns weiß er unverſehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erſchafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnete Welt vor den erſtaunten Augen. Wie denn ſeine Reflexionen über künſtleriſch zuſammengefaßtes Landſchaftsbild und eine ſuc-

ceſſive, gleichſam curſive Reiſemahlerey, als höchſt treff=
lich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn, mit Geduld, durch ſolche lang=
wierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wie=
der in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den fa=
moſen O'Connell in ſeiner entfernten, kaum zugäng=
lichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns,
nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wun=
derſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann
wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den
Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel
und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch
dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein
oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eignen
Gunſten und Ungunſten, mehr oder weniger auszeich=
net. An der großen irländiſchen Hauptangelegenheit
nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die
Zuſtände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß
er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft
mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt
doch bei weitem die Beſchreibung von Gegenden den
größten Theil derſelben ein, und drängt ſich immer
wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibun=
gen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm, auf zer=
brechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß,
und ſich daran nur deſto mehr ergötzt, als man weder

durchnäßt noch ermüdet, weder ab= noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zuſehen kann.

Warum man aber gern in ſeiner Nähe bleibt, ſind die durchgängig ſittlichen Manifeſtationen ſeiner Natur; er wird uns durch ſeinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchſt intereſſant. Es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohlgeſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigſte darſtellt. Die beſten Vorſätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt ſein Inneres, dergeſtalt daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Beſſerungsſinn, unter der Form einer Ehrenſache, hervortritt.

Er ſagt: wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, ſo muß ich mich mit ihm ſchlagen, wie wär' es denn, wenn ich mir ſelbſt das Ehrenwort gäbe, dieß und jenes was mich oft reut zu unterlaſſen, da käm' ich denn doch gegen mich ſelbſt in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's kategoriſcher Imperativ, in empiriſcher Form, gleichnißweiſe, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle ſind, wie man hieraus ſieht, ihm nicht zur Hand. Er beſcheidet ſich,

daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſey.

Der äußere Cultus, den man das Innere zu beſchwichtigen anordnet, iſt ihm deutlich. Die römiſche Kirche wie die anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu dem was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmeley iſt er beſonders aufſäſſig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will, von fremder Hand eingeſchaltete Aufſätze drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm, er ſtellt ſich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er hie und da verfängliche Geſchichten, mit Anmuth und Be-

ſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſchick-lich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das Neuſte aus genannten Ländern, wie ein geiſtreicher um- und einſichtiger Mann die Zuſtände geſehen, uns vor Augen. Nach unſerer Meinung gereicht es dieſem Werke zu großem Vortheil, daß die zwey letzten Bände vor den zwey erſten er-ſcheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epiſche Wen-dung nimmt; denn zu jedem was vorgeht, muß man ſich das Vorhergehende denken, welches durch die große Conſequenz des Schreibenden, durch ſein ſicheres Ver-hältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiſte wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erſcheint, ohne eben gerade auf-richtig zu ſeyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann ſelbſt aus dem Traume. Man ſieht, es iſt ein ſchönes höchſt fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren; dem aber, bei lebhaf-tem Unternehmungsgeiſte, nicht Beharrlichkeit und Aus-dauer gegeben iſt, daher ihm denn manches mißlun-gen ſeyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch dieſe wunderſam genialiſch-zweckloſe, für den Leſer zweck-erreichende Reiſe gar zu gut. Denn da wir nicht unter-laſſen können, engliſchen und irländiſchen Angelegen-

heiten unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, ſo muß es uns freuen, einen ſo begabten Landsmann gleichſam als forſchenden Abgeſandten dorthin geſchickt zu haben.

Dieß ſey genug, obſchon noch viel zu ſagen wäre, ein ſo leſenswerthes und gewiß allgemein geleſenes Buch vielleicht ſchneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muſter eines proſaiſchen Vortrags angerühmt werden kann, beſonders in beſchreibenden Darſtellungen, wohin man immer hingewieſen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem ſolchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünſcht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns ſeine Perſönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit ſpäter brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Beſuch in der beſchriebenen Verſammlung, und die von mir dort geſagten Worte, nebſt den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drey oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von dieſem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eignen Beredſamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, überſetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angeprieſen wurde, wie ein Wurm-Doctor ſeinen Pillen, oder ein Roßkamm ſeinen Pferden, nie beſeſſene Eigenſchaften andichtet. Höre:"

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab ſich der Präſident mit einer Deputation auf deſ-

ſen Zimmer, um ihn einzuladen unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren.“

„Bald darauf trat er in den Saal. Sein Anſehen iſt befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und, obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel, und ſich gegen die Geſellſchaft verneigend, ſprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with propre emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. ſ. w.“

Eben deßhalb werden denn auch die zwey erſten, noch verſprochenen Theile ſehnlich erwartet werden, beſonders von Leſern, welche eben jene Kenntniß der Perſönlichkeiten, Namen, Verhältniſſe, Zuſtände, für nothwendiges Complement, auch der ſchon an ſich anonym höchſt intereſſanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, ſollte ſich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen ſey.

Monatsſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen.

Erſter Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmiſchen Muſeums, 1827.

Zwölf Stücke. 8.

Dieſe Zeitſchrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß ſie von einer wohlgeordneten Geſellſchaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anſtalt beruht. Deßwegen gibt ſie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was ſie mittheilt iſt einheimiſch und zu einheimiſchen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchſt bedeutendes Land und deſſen Zuſtände als in ein mannichfaltiges Eine unzerſtreut hineinzuſehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen ſich zu vergegenwärtigen. Es iſt ein Land, deſſen bei-

nahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeſchloſſen, nirgends hin verzweigt iſt; eine große mannichfaltige Flußregion, faſt durchaus von eignen Quellen bewäſſert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tauſend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in deſſen Mitte eine uralte, große, auffallend-ſonderbar gelegene Hauptſtadt, die nach dem gefährlichſten Glückswechſel mehrerer Jahrhunderte, noch immer beſteht, theilweiſe zerſtört, theilweiſe wieder hergeſtellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und ſich in der neueren Zeit durch Vorſtädte nach außen fröhlich in's Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichſter Kürze darzuſtellen, welchen Aufſchluß uns über ein ſo wichtiges Innere die verbundene Geſellſchaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt iſt, ſo ordnen wir die verſchiedenen Theile unter gewiſſe Rubriken, und wenden uns zuvörderſt zu denjenigen, auf welche wir die Statiſtiker aufmerkſam zu machen Urſach' finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieſes Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die geſammte Bevölkerung aber, Chriſten, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeſchloſſen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergibt ſich, daß die Volkszahl ſeit 34 Jahren faſt um den vierten Theil

geſtiegen iſt; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreiſe, die Zahl ihrer Einwohner, ſowohl die ſtärkſte als geringſte, vor Augen geſtellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Urſachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Claſſen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geſchlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches ſich denn auch in den einzelnen Kreiſen abändert, und zu gar angenehmen geographiſchen und topographiſchen Betrachtungen Veranlaſſung gibt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geſchlecht der Gebornen, und die Durchſchnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch iſt bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet, die Langelebenden ſind bemerkt, die gewaltſamen Todesarten angezeigt, und ſogar nach Kreiſen ſpeciell aufgezeichnet.

Wir ſchließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfaſſers Dr. Stelzig, Phyſicus der Altſtadt Prag, und treten ſeinem geäußerten Wunſche vollkommen bei: „Wer ſollte wohl bei'm Schluſſe dieſer Abhandlung nicht eine Fortſetzung wünſchen, die uns

zugleich auch über den moraliſchen, phyſiſchen und pathologiſchen Zuſtand der Bewohner der einzelnen Kreiſe Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieſes Wunſches dürfte dann dieſe Zuſammenſtellung mehr an Intereſſe gewinnen, und als Materiale zu einer mediciniſchen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unſere, beſonders auf dem Lande wohnenden Statiſtiker, Geographen und Phyſiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und dieſe gegenwärtige vaterländiſche Zeitſchrift damit bereichern.“

Bevölkerung der Hauptſtadt.

Sogleich hat der Verfaſſer von ſeiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieſer bedeutenden Hauptſtadt zu erfahrende Wünſchenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumſichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wiſſen, daß wenn man dem hülfsbedürftigen Menſchen irgend eine neue Arzney oder ſonſtiges Heilmittel anbietet, ſolche ſogleich als univerſell und in allen Fällen erprobt angeſprochen werden, daß aber ſodann, wenn ſich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerſpruchsgeiſt alſobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverläſſig und unzweifelhaft

angeſehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgeſtellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt ſehen wir die Vaccination mit gleichem Schickſale bedroht. Und höchſt verdienſtlich iſt die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne nicht genugſam geprüfte Beiſpiele zu befeſtigen trachtet.

Böhmiſche Bäder.

Am allgemeinſten und unmittelbarſten bleibt Böhmen dem Auslande durch ſeine Heilquellen verwandt. Viele tauſend Ausländer beſuchen jene von der Natur ſo hochbegünſtigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man ſich über die Gegend, die Natur und Eigenſchaft der Waſſer und ihre Kräfte belehren kann. Es iſt daher dem Zwecke dieſer Zeitſchrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was ſich daſelbſt Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieſer Quellen geſchieht.

Wie wir denn überhaupt wünſchen, daß dieſe Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden ſeyn, um den Fremden, der ſich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Intereſſe aufzuklären, welches der Geſchichts- ſo wie der Natur-Freund in dieſem Königreiche erfaſſen kann.

Die Geſchichte des großen Zwiſchenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein ſehen, wo man dem Würdigſten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwiſchen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth, und deßwegen ſich nach auswärtigen Gewalthabern umſieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitſchrift, Herrn Franz Palacky, deſſen forſchender Fleiß und ſcharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, ſodann aber ein kritiſcher Nachtrag und Angabe der hiſtoriſchen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverläſſigkeit beleuchtet.

Geſandtſchaft nach Frankreich im Jahre 1464.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, ſeine Stellung zum Lande, zu den Nachbarſtaaten, zu der Kirche war höchſt ſchwierig, und als ein großdenkender, überſchauender Mann hegt er den Gedanken, der ſpätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müſſe einen Fürſtenbund ſchließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zuſtand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Geſandtſchaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unſer mittleres Europa, wenn es von Oſten her zu ſehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem weſtlichen hinblickte.

Das Reiſediarium, aus dem Böhmiſchen überſetzt, im natürlichſten Style von einem Geſandtſchaftsgenoſſen verfaßt, iſt eins von den unſchätzbaren Monumenten, das uns in eine wüſte Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweiſe keinen Begriff mehr haben.

Die ſtrenge Sühne.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergibt ſich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geiſt jener Zeit auf's unmittelbarſte vergegenwärtigt. Eine gewaltſame, unverſöhnliche Blutrache verwirrt ſchon mehrere Jahre hindurch die Verhältniſſe großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloſes Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchſt merkwürdig erſcheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgeſetzt werden, ſich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen laſſen: Geld zur Verſöhnung der lebenden Beſchädigten, zu Seelenmeſſen für das Heil der Abgeſchiedenen; ſodann aber Schritte zu Proceſſionen und Wallfahrten. Auch dieſes iſt ein höchſt zu empfehlender Aufſatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den hiſtoriſchen Aufſätzen zeichnet ſich dieſer vorzüglich aus. Der dreyßigjährige Krieg geht zu Ende, ſchon ſind die Geſandten in Weſtphalen verſammelt, um den gewünſchten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in dieſem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und beſetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau ſich dagegen zur Wehre ſetzen, die Brücke vertheidigen, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerſchaft indeſſen leidet, iſt eine furchtbare Geſchichte.

Die Studenten und Profeſſoren der Caroliniſchen Univerſität thun ſich auf's kräftigſte hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und ſo wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen beſorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen ſich muſterhaft bei'm Löſchen. Was aber die Bangigkeit dieſer Beſchreibung vermehrt, iſt das Unbehülfliche beider Parteyen, das ſowohl im Angriff als in der Vertheidigung erſcheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unſer Menſchengefühl ſich auf der Seite der Belagerten halten muß, ſo bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre ſchlafloſe Thätigkeit, unterdeſſen die Feinde,

mit Macht und Ernſt gleich anfangs die Stadt zu erſtürmen unterlaſſend, ſich rottenweis im Lande umhertreiben, brandſchatzen, ſengen und verderben.

Bei ſo großen, lange dauernden, höchſt unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten ſich davon durch irgend einen anſtändigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgeſetzte Capitulation gibt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Menſch ſeinen herkömmlichen Zuſtand eben ſo wenig mit Willen, als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht iſt, doch alles bis auf das Geringſte zu erhalten trachtet. Hier nun wird man ſich kaum des Lächelns erwehren, wenn man ſieht, wie dieſe unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöſe Freiheit, Beſitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr ſind, doch noch alle Habe beiſammen zu erhalten, und ihrer Perſönlichkeit die größte Willkür zu ſichern gedenken.

Auch iſt ſie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr ſcheint der kaiſerliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit ſo viel Muth als Klugheit bisher das militäriſche Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wiſſend, daß wer, in den äußerſten Fall geſetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erſcheint, auch ſchon verloren iſt.

Glücklicherweiſe macht noch zuletzt der in Weſtphalen geſchloſſene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchſt

beſchädigte Stadt erfreut ſich ihres Charakters; der Kaiſer, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünſtigt Alle, und vergißt es ganz, daß Verſchiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo ſie vereint für politiſches Daſeyn und Selbſterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unſre Darſtellung verweilen laſſen, iſt es wohl Zeit, daß wir wieder zurückſchreiten, und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Abſichten bei den wiſſenſchaftlichen Anſtalten der frühſten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unſere Leſer an dem tapfern Betragen der Caroliniſchen Univerſitätsverwandten Theil genommen, ſo werden ſie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieſer Anſtalt beſchaffen geweſen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu ſeyn erlauben, indem ähnliche Zuſtände, Gegenſätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltſam zu bemerken ſind.

Univerſitäten zu Prag.

Kaiſer Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hauſe Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daſelbſt die erſten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrſchen geborner Mann bemerkte gar bald

die beiden Hauptzweige des Regierungsweſens. Widerſpenſtige Vaſallen müſſen auf eine und die andere Weiſe zur Dienſtlichkeit gebracht und der Einfluß der Geiſtlichkeit vermindert werden; das Erſte gelang ihm durch die goldne Bulle ſpäter, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Verſuch, es war: wiſſenſchaftliche Thätigkeit, welche den Geiſtlichen bisher allein zuſtand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muſter der Sorbonner ward eine Prager Univerſität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, ſie brachten einen Schweif von Schülern mit ſich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an ſeinem Daſeyn. Die Caroliniſche Univerſität, geſtiftet 1348, wird nunmehr der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt von Deutſchland, wie nachher, als Karln die Kaiſerkrone übertragen war, auch ſich alles dort als einem politiſchen Mittelpunkt verſammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Univerſität geſehen, die Abſicht war löblich, der Zweck eines großen Zuſammenſtrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorſchreitender Geiſter bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte ſchon früher ſittlich-religiöſe Männer geſandt, erſt Bonifacius, welches der Apoſtel von Deutſchland werden ſollte, indem er ſich auf das ſtrengſte an den römiſchen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef her-

über, gerade im Gegenſinn; ein einziger Punkt ſeiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder ſich wo es ihm beliebe könne hinbegraben laſſen, zerſtörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienſtes. Die neuen Lehren reizten den Unterſuchungsgeiſt mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländiſchen Charakter und nationalen Schwung. Indeſſen war für das Schickſal der Univerſität viel entſcheidender der Conflict wegen des akademiſchen Regiments zwiſchen den fremden und einheimiſchen Profeſſoren. Da König Wenzel IV. durch ſeine Entſcheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, ſo erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverſchiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entſpann ſich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt ſchildern wollen.

Die römiſch-katholiſche Lehre hatte ſich im harten Kampfe mit den ergrimmteſten Widerſachern doch ſtets wieder erhoben und großentheils im Königreiche hergeſtellt. Zu ihrer Befeſtigung, da die Caroliniſche Univerſität hiezu kein Werkzeug ſeyn konnte, wurde von Kaiſer Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Geſellſchaft Jeſu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Caroliniſche Univerſität beſtand aus vier Fa-

cultäten, und übte die Rechte derſelbigen aus; der Ferdinandeiſchen waren aber nur Theologie und Philoſophie zugetheilt. Hieraus ergab ſich ſchon ein Mißverhältniß zwiſchen beiden, welches dadurch noch ſtärker wurde, daß auch ein Gegenſatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquiſtiſchen und darauf der proteſtantiſchen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholiſch war. Unter ſolchen Umſtänden konnten beide nicht neben einander beſtehen, ihre Wirkſamkeiten mußten feindlich zuſammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolphs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entſchiedener ausgeſprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entſcheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiſer Ferdinand II. über ſeine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partey ernſtlicher betrieben. Die Caroliniſche Univerſität wurde der Ferdinandeiſchen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbeſtehen.

Allein widerſprechende Verhältniſſe laſſen ſich ſo leicht nicht verſöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; ſie kam von daher am wirkſamſten, woher ſie am wenigſten zu hoffen ſchien. Der Erzbiſchof von Prag, als in früherer Zeit von Rom

aus beſtätigter Kanzler der Carolina, fand ſich in ſeinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man ſich noch ſchwerer über den Beſitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entſcheidung, die Väter der Societät Jeſu ſeyen, ohne Autorität des päpſtlichen Stuhls, keineswegs befugt geweſen, den Beſitz der Caroliniſchen Univerſität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derſelbe deßhalb wieder zurückzuſtellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. ſ. f. wieder zurück, wobei ſich die Väter der Societät höchſt nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieſer Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbſtſtändigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten ſich zwiſchen dem Prager Erzbiſchof, der Jeſuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beſeitigen ward ein Vergleich verſucht, und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreyßigjährige Krieg wüthete dazwiſchen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und troſtloſe Verwirrung.

Bei der ſtrengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Proteſtanten thaten ſich ſämmtliche Akademiker, beſonders aber die von der Carolina, patrio-

tiſch hervor. Kaiſer Ferdinand III. begnadigte ſie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünſchte Vereinigung ſchien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht laſtende Uebergewicht der römiſch-katholiſchen Kirche bald einen möglichen Abſchluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Profeſſoren an beiden Univerſitäten, ſo wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrſatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden ſollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jederman ſich zu fügen alle Urſache hatte. Die geiſtige Abſonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Carolina in ſolchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden geſtellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiſer eine Antwort von Rom, die aber im beſtimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dießſeits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeſchäfte ſchritt. Die vereinigte Univerſität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeiſchen. Man beſtimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtſame beider Körperſchaften doch möglichſt berückſichtigte, und ſetzte zuletzt als Haupt der ganzen Anſtalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weiteſten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Alſo bis dahin, wo dieſe widerſprechenden Ele- mente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Herrn Profeſſor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufſatz, dem wir in unſerm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unſern Tagen vorgeht, deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen ſind, ſich mit akademiſchen und ſonſtigen Angelegenheiten zu beſchäf- tigen, dieſes Capitel als von großer Wichtigkeit em- pfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wiſſenſchaften ihren nothwendigen, ſtillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die ſich ſtandgemäß damit beſchäftigen, eigentlich um Be- ſitz und Herrſchaft vorzüglich zu thun iſt.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenoſſen, ihre Herkunft, Schickſale und Verhältniſſe, bleiben uns oft ſelbſt bei perſönlicher Bekanntſchaft verſchloſſen oder dunkel, weil die Mittheilung, um ſo mehr ſie reizen könnte, ſich um ſo weniger fordern oder anbieten läßt. Erſt nach dem Ableben bedeutender Perſonen pflegen wir die zuſammenhängendere Geſtalt und die Merkwürdig- keiten ihrer Umſtände zu erfahren, die uns zu Auf- ſchlüſſen über ihre Eigenſchaften und Wirkungen die- nen. Deßhalb können wir die Unverdroſſenheit zu ſol- chen raſchen Mittheilungen nur dankend anrühmen,

ſie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende ſeine Darſtellung vielleicht erſt in ſpäter Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines beſtimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schickſale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen ſich ein gewiſſes Gemeinſame im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufſätzen dürfte ſich das Intereſſe dieſer Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Profeſſor Millauer gelieferten Notizen über ſiebzehn verſtorbene Mitglieder der Prager theologiſchen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch ſämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweiſ't ſich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergeſſen kann, katholiſche Profeſſoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man ſie nothwendig als Böhmen anzuſehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun Fürſtbiſchofs von Paſſau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn v. Koller, die angezeigten Lebensbeſchreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Matſcheck und Joſeph Dlabatſch, ſo wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforſcher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannich-

facher Verhältniſſe, die dem einen oder dem andern Leſer oft von beſonderem Intereſſe ſeyn müſſen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Hiſtoriſche Nachleſe.

Vom Abbé Joſeph Dobrowsky, dem Altmeiſter kritiſcher Geſchichtsforſchung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufſätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntniſſe ſpürt. Dieſer ſeltene Mann, welcher frühe ſchon dem allgemeinen Studium ſlawiſcher Sprachen und Geſchichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotiſchen Reiſen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landes-Kunde von Böhmen zurück, und vereinigte ſo mit dem größten Ruhm in der Wiſſenſchaft den ſeltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da iſt gleich der Meiſter ſichtbar, der ſeinen Gegenſtand überall erfaßt hat, und dem ſich die Bruchſtücke ſchnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unſres Pertz alſogleich für die böhmiſche Geſchichte ſeinen Gewinn erlieſt, vermehrt er rückwirkend den der unſrigen. Seine Bemerkungen über das alte mähriſche Reich ſuchen in dieſe dunkle Verwickelung der bewegteſten, zuſammenfließenden, ſich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth ſind gleicherweiſe die Enträthſelung einer bisher unverſtändlichen Stelle in der

Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtſchaft ſlawiſcher und nordiſcher Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundſteins der Neuſtadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen verſehenen Artikels von Herrn Profeſſor Ens über das frühere Verhältniß des Fürſtenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufſatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II. Fürſten von Znaim, ſodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez ſpäter Geiersberg genannt.

Die von Herrn Profeſſor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridiſch-kanoniſchen Facultät der Prager Carolina, ſo wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, — worin derſelbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, ſondern eine aus Paris eingetroffene Geſandtſchaft habe durch ihren Rath entſcheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — ſchließen ſich den übrigen Nachrichten von dieſen gewichtigen Univerſitätsſachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Conſumtion, über die ökonomiſche und techniſche Thätigkeit Böhmens, einen umſtändlichen Be-

richt, der die eigenbedingte Lage des Landes, ſeine Bedürfniſſe wie ſeinen Ueberfluß, und die Fortſchritte des Wohlſtandes und der Bildung ſeiner Bewohner klar vor Augen ſtellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverläſſige Ausſicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein ſolcher Aufſatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müſſen auf ihn ſelbſt verweiſen, um darin die Reſultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürſorgenden Regierung tüchtig ausführender Beamten und patriotiſcher Mithülfe theilnehmend anzuſchauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens ſind Geſellſchaften und Anſtalten höchſt wirkſam geworden, in welchen der Gemeingeiſt der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Anſehen ſich verbunden. Die böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft, die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums, das polytechniſche Inſtitut, Actiengeſellſchaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen ſich nach den verſchiedenſten Richtungen thätig, für Eiſenbahnen, Kettenbrücken wird geſorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forſtcultur verglichen. Die meiſten der Aufſätze, welche von dieſen Gegenſtänden einzeln handeln, ſind ſachgemäß belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eigenen Rubriken beſonders hervorheben.

Böhmiſches Muſeum.

Wie in anderen Theilen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates war auch in Böhmen bei eifriggeſinnten Männern ſchon im Jahre 1818 lebhaft der Wunſch zur Gründung einer vaterländiſchen Anſtalt erwacht, welche alle Intereſſen der beſondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in ſich begriffe. Alterthümer, Geſchichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen ſollten hier geſammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforſcht und feſtgehalten, die Naturgebilde des Landes zuſammengeſtellt, und jedes Gedeihen in Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländiſche Sinn ſelbſt genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberſtburggrafen hatte bald die edelſten und tüchtigſten Theilnehmer aus allen Ständen vereint; reiche Hülfsmittel wurden zuſammengebracht, und die Geſellſchaft begann ſich zu geſtalten. Doch ein ſo weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung ſeine Wirkſamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organiſation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiſerlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 ſehr gnädig erfolgte, und

der Geſellſchaft die ihrem Wirken vorgeſchriebene Bahn eröffnete.

Seitdem ſtieg die Geſellſchaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieſer Monatſchrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Perſonen die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Claſſen, auch die Frauen nicht ausgeſchloſſen. Als Präſidenten ſehen wir den hochverdienten Grafen Kaſpar Sternberg, deſſen verehrter Name ſchon mehrfach den Wiſſenſchaften ruhmvoll angehört, und deſſen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausſchuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder, und einer beſondern Claſſe beihelfender Mitglieder, welche meiſtens zugleich als ſammelnd bezeichnet ſind.

Die Sammlungen des Muſeums ſind an Alterthümern, Urkunden, Handſchriften, Büchern, Münzen, Naturgegenſtänden und Kunſtſachen ſchon ſehr anſehnlich, und mehren ſich täglich, ſowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitſchriften.

Neben der böhmiſchen Sprache beſteht die deutſche jetzt als eine wirklich einheimiſche in Böhmen, und hat im wiſſenſchaftlichen und gebildeten Lebenskreiſe ent-

ſchiedenes Uebergewicht. Die meiſten Bücher und Zeitſchriften erſcheinen in ihr. Allein die böhmiſche Sprache beſteht auch ihrerſeits in voller Kraft, und Bücher, Zeitſchriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem ſie keine derſelben verabſäumt, wirkt die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums beſonders auch durch ihre beiden Zeitſchriften ein, von denen wir die deutſche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmiſche aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erſcheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchſt bedeutend und ſchätzbar anſprechen müſſen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache ſich in engern Gränzen abſchließt, geraume Zeit faſt nur dem untern Volke überlaſſen war, und mit einer theilweiſe eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungsſprache zu wetteifern hat, iſt ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben ſo viel Selbſtverläugnung, als Kraft und Geſchick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmiſchen Literatur, die ja auch eines claſſiſchen Zeitalters ſich rühmen kann, muß freilich ſtets die Grundlage ſolcher Bemühungen ſeyn. Denkmäler der alten Sprache in Proſa und in Verſen, Geſchichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reiſebücher, Heldenlieder und Volksgeſänge, werden mit ſorgfältigem Fleiße

zum

zum Druck befördert. Indeß ſchließen ſich an dieſen Kern ſchon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, hiſtoriſche, kritiſche, und ſogar philoſophiſche Aufſätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieſer Zeitſchrift beſorgt, Dobrowsky, Hanka, Tſchelakowsky, Kollar, Sedlatſchek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmiſcher Schriftſteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache ſchon hinreichend emporgetragen ſcheint, um gegen die Fluthen der Zeit einſtweilen geſichert zu ſeyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmiſche verſuchten Ueberſetzungen, nebſt einem Aufſatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erſte olympiſche Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urſchrift genau entſprechend angegeben iſt, darf von dem Reichthum und der Biegſamkeit der böhmiſchen Sprache, ſo wie von dem Talente des Ueberſetzers Machatſchek, eine nicht geringe Vorſtellung erwecken.

Botaniſcher Garten.

Schon der Name eines ſo vorzüglichen Botanikers wie Herr Profeſſor Mikan, der Braſilien und ſo manche berühmte Anſtalt geſehen, ſo wie die Beſorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hoborsky iſt, berechtigen zu den beſten Erwartungen; auch finden dieſe

ſich nicht getäuſcht. Die Verzeichniſſe enthalten die Namen der beſten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuſer Deutſchlands zieren; betrachtet man ſie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräf- lich Salmiſchen Garten gegeben), ſo findet ſich, daß die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich ſind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Paſſerina, deuten auf wohlbeſetzte Cap-Häuſer: die Helicteres, Curcuma, auf Warmhäuſer. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Liſten in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Mode- pflanzen, welche England ſendet. Einige ſeltene braſili- ſche erinnern dagegen an Wien, oder ſind wohl un- mittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entſchiedenſten verräth ſich aber der Einfluß, welchen die Nachbarſchaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat May füllt ſich das Verzeichniß mit den ſchönſten Alpenpflanzen, die man in den meiſten übrigen Gärten Deutſchlands vergeblich ſucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie ſie z. B. Graf Stern- berg mit beſonderer Vorliebe ſtudirt und zur Nach- ahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Wer- kes, deſſen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erſtenmal in

ihrem bis jeʒt bekannten Umfang geognoſtiſch-botaniſch darſtellt. Das Ganze iſt deutſch zu Regensburg erſchienen, und in vier Heften nunmehr abgeſchloſſen; eine franzöſiſche Ueberſeʒung hat eben daſelbſt Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfaſſers dürfen wir an dieſem Orte nicht ausführlich beſprechen, nur ſo viel ſey zu ſagen erlaubt, daß höhere Anſicht und gründliche Forſchung, ſo wie ruhig beſonnene und anſprechende Klarheit ſeinen wiſſenſchaftlichen Vortrag ſtets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennſtoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothſtände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennſtoff, vor vielen andern Ländern weit geſichert ſcheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Erſaʒ der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabſäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort geſteigerten Bedürfniſſen der Gegenwart auch die Anſprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem ſchäʒbaren Aufſaʒe über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderſt die allgemeine hiſtoriſche Frage, und gibt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erſt um die Mitte des achtzehnten Jahr-

hunderts als einigermaßen ſich verbreitend anſetzt, und zwar hauptſächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verurſacht, indem theils deſſen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbau's in Schleſien von da herüberwirkte, theils deſſen ſiebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel ſuchen lehrte; wenigſtens heißen im Böhmiſchen die Erdäpfel noch immer Bramborn, der Angabe nach aus Brandenburger verſtümmelt, welcher Namen damals noch den preußiſchen bei dem Volke überwog. Doch erſt in ſpäterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und iſt es ſeitdem in angemeſſenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchſt wichtig, und bei deren Mangel unſchätzbar.

Auf gleiche Weiſe betrachtet der verehrte Verfaſſer in einem zweyten Aufſatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmiſchen Waldungen liefern, ſoll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Erſatzmittels nicht ausſchließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen ſogar mit England ſoll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiſer-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von dieſen Naturerzeugniſſen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatſchrift liefert uns eine ausführliche Beſchreibung mit

lithographirten Riſſen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten ſteinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, ſowohl wegen ſeiner kühnen Anlage als ſorgfältigen Ausführung, ſchon vielfach aufmerkſam gemacht hatten.

An der Stelle dieſer merkwürdigen Brücke befand ſich vormals ſchon eine ſteinerne mit drey Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwey Pfeilern im Fluſſe ruhten. Vor dieſen Pfeilern hatten ſich bei der außerordentlichen Ueberſchwemmung in der Nacht zwiſchen dem 9 und 10 September 1821 ſechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgeriſſene hölzerne Brücken und ſieben dergleichen Stege aufgethürmt, und ſomit Stauung des Waſſers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen, und endlich den Einſturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Waſſermaſſen freien Durchfluß zu verſchaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichſt vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch ſehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu ſteil und unbequem werden ſollte. Die Ausführung wurde auf dreyerlei Weiſe, in Holz, Eiſen und Stein projectirt; Seine Majeſtät der Kaiſer entſchieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze anzu-

weiſen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechniſche Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichſt bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strohbach, durch den umſichtigen Straßenbaucommiſſär Aloys Meyer im Herbſte 1825 begonnen, und mit ſolchem Eifer betrieben wurde, daß ſchon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimiſchen und Fremden allgemeines Intereſſe erregt, welches ſich nach Wegnahme des Leergerüſtes durch den kühn geſprengten flachen Bogen, deſſen Haltbarkeit jedoch der Baumeiſter wohl berechnet, und durch tüchtige Widerlagen geſichert hatte, zu Staunen und Bewunderung ſteigerte. Dieſer Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchſten Waſſerſtand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten ſteinernen Brücken (Thl. III. S. 484 deſſen Waſſerbaukunſt), in Deutſchland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleiſcherbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeiſter dieſer im Jahre 1597 mit rothen Sandſteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieſelbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekoſtet.

Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet ſich jedoch eine noch flacher gewölbte ſteinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und iſt dieß bei ſteinernen Brücken mit einem Bogen, ſo viel uns bekannt, das niedrigſte bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien ſind zwar verſchiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $\frac{1}{5}$ dieſer Weite zur Bogenhöhe, indeſſen dieſe Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht $\frac{1}{7}$ der Bogenweite beträgt.

Eine ſolche flache Spannung würde ſich der Hydrotekt bei dieſem, nach unſrer Erinnerung durch außerordentliche Ueberſchwemmungen ſchon mehr höchſtgefährlich gewordenen Fluſſe wahrſcheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichſte Material ſo wie alle ſonſtigen techniſchen Mittel zur vollkommenſten Ausführung zu Gebot geſtanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine ſeltene mechaniſche Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Beſonders ſinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beſchreibung beigefügten Platte dargeſtellte Vorrichtung zur Beiſchaffung und Aufſtellung der im Durchſchnitt 29 bis 35 Centner ſchweren $3\frac{1}{4}$ bis $4\frac{3}{4}$ Fuß ſtarken Wölbſteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beſchreibung dieſes Baues, ſo wie die angeſtellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Laſt des flachen Gewölbes, in der Zeitſchrift ſelbſt mit beſonderem Intereſſe leſen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieſes in ſolcher Vollkommenheit ſeltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anſpricht, Glück wünſchen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chauſſee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkömmt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieſer Kunſtſtraße neu hergeſtellte Granitbrücke iſt das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiſer-Franzens-Brücke ſteht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieſer großartigen Anlage. Möge ſolche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereigniſſe immerdar bewahrt bleiben!

Kunſtakademie.

Die bildenden Künſte haben in Prag, wo es weder an großen Muſtern fehlt, noch die Anläſſe eines umfangreichen und bewegten, Geſchmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beſchäftigung des Künſtlers je mangeln, ſchon immer einen günſtigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterſtützung gehabt. Die

Zeiten des Zurücktretens und der Vernachläſſigung, welche aller Orten zu überſtehen waren, haben auch hier den beſſern eines neuen Aufſchwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunſt und Künſtler zuſammenzufaſſen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranſtaltet Kunſtausſtellungen, zu welchen die Lieferungen einheimiſcher Künſtler, wenn man alle Verhältniſſe erwägt, immer beträchtlich zu nennen ſind. Von ſolcher Kunſtausſtellung gibt die Zeitſchrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen geleſen haben; da jedoch, um ſicher weiter zu gehen, hier vor allem eignes Anſchauen der Kunſtwerke ſelbſt erfordert würde, ſo können wir uns dießmal über den Gegenſtand nicht ausbreiten, ſondern begnügen uns, ihn der Aufmerkſamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemähldeſammlungen aber in Prag und ſonſt in Böhmen befindlich, läßt ſich ſchon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Cuſtos Burde bloß von ſolchen Oelgemählden des Lukas Kranach angibt, die bisher in dem Heller'ſchen Verzeichniß der Werke dieſes Meiſters nicht aufgeführt waren.

Conſervatorium der Tonkunſt.

Die Anlagen zur Muſik ſind in Böhmen bekanntlich äußerſt verbreitet; dieſe Gabe wächſ't gleichſam freiwil-

lig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derſelben führen ſchon vom Kindesalter her den entſchieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah' auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei dieſem den Böhmen ſeit Menſchengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müſſen, wie ſehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wiſſenſchaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfaſſung geſteigerten Kunſt noch zurückſtehen bleibt, und daß auch das glücklichſte Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunſt in Prag zur Beförderung derſelben mit kaiſerlicher Genehmhaltung einen Verein geſtiftet, welcher ſeine anſehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conſervatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfaſſender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieſer liberalen Anſtalt erſtreckt ſich auf ſechs Jahre, und der Zweck geht zunächſt auf Bildung tüchtiger Orcheſtermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat ſich bis jetzt beſonders in erſterer Hinſicht, ſo wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conſervatorium veranſtalteten Prüfungen, Akademien

und ſelbſt dramatiſchen Vorſtellungen, laſſen auch im Publicum einen friſchen Antheil ſich ſtets erneuen.

Ein im Jahr 1826 unter dem Schutzanſehen des Erzbiſchofs von Prag geſtifteter Verein für Kirchenmuſik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernſten Meiſterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemeſſener Sorgfalt zur Erſcheinung bringt.

Hier iſt denn auch das Requiem von Tomaſchek, welches als eine neueſte Schöpfung des gefeierten Componiſten in einem vorliegenden Hefte ausführlich beſprochen wird, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, ſo wie zugleich der für Beethoven veranſtalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poeſie.

Böhmen hegt in ſeinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichteriſche Flora, welche ſogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geſchichtselementen ihres Bodens in doppeltem Daſeyn, in einem böhmiſchen und einem deutſchen, hervortritt. Von dem Zuſammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie ſchon der Gegenſatz von Deutſchem und Slawiſchem ausdrückt, doch zugleich die ſtärkſte Verbindung erſcheint. Denn wenn die böhmiſchen Dichter, ſelbſt indem ſie alten Muſtern

folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweiſe und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutſche zu ſeyn, ſo ſind hinwieder die deutſchen Dichter in Böhmen, durch entſchiedene Neigung und ſtetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerſeits recht eigentlich böhmiſch.

Unter den letztern iſt als hervorragendes Beiſpiel beſonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein ſchönes Talent, welches hauptſächlich böhmiſche Stoffe gewählt, und ſie in mehrfachen Formen, auch ſogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine ſchöne Gabe, ſolche Stoffe lyriſch zu bearbeiten, und ſchon bei früherer Gelegenheit iſt ſeiner Romanzen von Horimir und deſſen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutſcher Ueberſetzung neuere böhmiſche Sonnete von Kollar kennen gelernt, und da auch deutſche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenſtände durch Swoboda und Hanka in's Böhmiſche übertragen worden, ſo kann der Austauſch und die Wechſelſeitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem dieſem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des ſchon feſtgeſtellten Verhältniſſes, beiderlei Dichtungszweige, der böhmiſche wie der deutſche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch ſtets in dem Altböhmiſchen zu ſuchen haben, wo Leben,

Sprache und Poeſie der Nation noch die eigenſte und ſelbſtſtändigſte Geſtalt tragen. Böhmen iſt reich an Denkmalen dieſer Blüthenzeit. Die koſtbaren Ueberbleibſel ſeiner alten Literatur, nie ganz vergeſſen, ſind in unſern Tagen unverhofft durch die reichſten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieſer Zeit, wo die Liebe zum vaterländiſchen Alterthum überall neu erwacht iſt, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handſchrift, eine Sammlung böhmiſcher Heldenlieder, die uns auch bereits in deutſcher Ueberſetzung durch zwey Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen ſlawiſcher und böhmiſcher Volkslieder von Tſchelakowsky und andre dahin gehörige Mittheilungen ſchloſſen ſich an, und ſeitdem bereichert ſich dieſe Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieſer Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Ausſicht, beſonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für dieſe Gegenſtände, durch das böhmiſche Muſeum ſo kräftig unterhalten wird.

So häuft ſich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unſern deutſchen Schätzen ſolcher Art Aehnliches ſehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, deſſen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein iſt.

Den naturkräftigen und phantaſiereichen Charakter des altböhmiſchen Lebens aus dieſen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müſſen, klar und ſtark her-

vorſtrömen zu laſſen, und in ihrer auffriſchenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichſt beizubehalten, wollen wir den neueren böhmiſchen Dichtern, wenn ſie dergleichen Stoffe wählen, beſtens empfohlen haben, welches nicht ausſchließt, auch einen heutigen, allgemein anſprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier iſt in Kürze anzumerken, daß die von den böhmiſchen Landſtänden geſtiftete und gut unterſtützte Prager Bühne ſeit einer langen Reihe von Jahren den beſtgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutſchen Bühnen beizuzählen iſt. Vorzüglichſte Talente, welche ſich in Deutſchland zum erſten Ruhme erhoben, ſind von dieſer Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erſcheinungen wird verſtändiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben iſt, das Vorübereilende des Tages im Zuſammenhang aufzufaſſen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch beſonders zu erwähnen iſt bei dieſer Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutſchen Schauſpiel auch zu Zeiten ein böhmiſches den ſeiner Volksſprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt, und ſo dem nationalen Leben auch dieſer eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch dieſe Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unſere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten dieſem traurigen Geſchäft gewidmet ſind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von ſolchen Controverſen nicht ganz abmahnen, aber ſie doch erſuchen, ſich nur höchſt ſelten dazu aufregen zu laſſen. Ueber wen beſchweren ſie ſich? Ueber Durchreiſende, — und wer hat ſich über die nicht zu beklagen? — über mißwollende Stadt- und Lands-Genoſſen, — dieſes Geſchlecht ſtirbt nicht aus; alſo nur im äußerſten und zwar im ſeltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unſre Anzeige der gehaltvollen Zeitſchrift endet mit dem Bedauern, ſo manches Schätzenswerthe des vorliegenden erſten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch ſelbſt von den folgenden Jahrgängen irgend ſprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Verſammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräſentativen Maßregeln, und wir müſſen uns genü-

gen laſſen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns beſonders anſprechenden Beiſpielen einigermaßen vorgeſtellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur ſtets wachſend erſcheint, wie ſie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im ſechsundſiebenzigſten Lebensjahre leider dahingeſchiedenen Dobrowsky enthalten, — wünſchen wir unſern Leſern Antrieb und Neigung, die Quellen ſo vielfach belehrender Kunde nun ſelbſt anzugehen, und dadurch jede Fortſetzung von unſrer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's
mahleriſche Reiſe
in
einigen Provinzen des osmaniſchen Reichs,
aus dem Polniſchen, durch van der Hagen.

Breslau. 1824.

Ein unterrichteter umſichtiger Weltmann reiſ't zu Lande von Warſchau bis Odeſſa, von da zu Waſſer bis Conſtantinopel; ferner an die aſiatiſche Küſte, beſucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunſtfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigſten Gegenſtände in vollendeten Kupferſtichen überliefert.

Sehr intereſſant war uns z. B. die Darſtellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, ſo wie der fromm-wohlthätigen Privatanſtalten, um eine gränzenloſe Bevölkerung in und um Conſtantinopel mit friſchem Trinkwaſſer unausgeſetzt zu verſehen. Von ungeheuren,

Waſſer zurückſtauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachſten Schöpfrad, ſind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einſamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darſtellungen, welche dadurch erſt ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreunde ſollte dieß Werk in ſeiner Sammlung fehlen.

Reiſen und Unterſuchungen
in Griechenland,
von Bröndſted.
Erſtes Buch.
Paris 1820.

Eine höchſt willkommene Monographie der Inſel Zea, ſonſt Keos. Dieſes Eiland, bei aller ſeiner Kleinheit von den früheſten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs ſeiner Lage zu Euböa, dem Atheniſchen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielſeitig gebildeten Reiſenden beſucht, unterſucht und uns auf alle Weiſe näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugniſſe, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf ſeiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geſchichtswechſel, neuere Zuſtände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angeſiedelte, freilich ſeit jenem Frühling der Zeiten ſehr

zuſammengeſchmolzene Völkchen noch immer unter dem heiterſten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in ſonſt glücklicher Abgeſchiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgeſetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu ſchließen, behutſam und liſtig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reiſende bethätigt vollkommen ſeinen Beruf, durch methodiſche Unterſuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken ſo wie an Inſchriften. Merkwürdig iſt der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandſteinfelſen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugeſagte Fortſetzung Gelegenheit werden auf's neue zu ſolchen Betrachtungen zurückzukehren.

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht
der
Geſchichte der alten Welt
und
ihrer Cultur,
von Schloſſer.

Frankfurt. 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zuſtand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, ſo gibt uns dieſes den entſchiedenen Anlaß uns die früheſten Zuſtände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinſte, Vergangenſte, Nichtheranzubringende der Urgeſchichte unſer Schauen hinzuwenden, und, von da an die Völkerſchaften nach und nach zu unſerm Blick heranquellen zu laſſen.

Höchſt erfreulich iſt es demjenigen der ſein ganzes Leben ſolchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenloſe für den Geiſt begränzt, und die höchſt bedeutende Summe, inſofern das Einzelne nur einigermaßen ſicher iſt, klar und vernünftig gezogen zu ſehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, ſo war mir doch der vierte Abſchnitt „die Zeichen der griechiſchen Herrſchaft im ſüdöſtlichen Europa“ darſtellend, meinen liebſten Studien beſonders angemeſſen. So belehrend als genußreich erſchien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu ſehen. Der Verfaſſer gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln in's Helle ſtreben, ein Geſchlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unſere Pflicht, ſelbſt die Idee, inſofern es möglich iſt, zu verwirklichen, warum ſollten wir das erlangte Wirkliche einer auflöſenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyers Tabelle, deſſen Kunſtgeſchichte abſchließend,“ in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, ſo wird mir in dem griechiſchen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politiſche Geſchichte, wie die Geſchichte der Bildhauerkunſt, der Plaſtik, Mahlerey und Literatur, ſynchroniſtiſch überſchaue und mit einem Blick das Mannichfaltigſte wieder erfaſſen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig geweſen. Wie erquickend und tröſtlich iſt es, in beiden genannten Wer-

ken die Reſultate nicht nur gezogen, ſondern auch das Einzelne im Beſondern ausgeſprochen zu finden, was ich mir ſelbſt, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

Die
elegiſchen Dichter der Hellenen,
von
Dr. Weber.
Frankfurt a. M. 1826.

Eine holde geiſtreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechiſchen Sprache mächtig zu ſeyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in deſſen früheren und ſpäteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Leſen dieſes anziehenden Werks bei mir ſich entwickelten, ſey ein Weniges mitgetheilt.

Wir ſind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in's Allgemeine zu deuten und ſie unſern Umſtänden, wie es ſich ſchicken will, anzupaſſen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zuſammenhang, woraus wir ſie geriſſen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt ſich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogiſch-rigoroſen Moraliſten einigen Vortheil abzugewinnen geſucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erſchien er uns doch als ein trauriger ungriechiſcher Hypochondriſt. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat ſo verderbt ſeyn, daß es dem Guten durchaus ſchlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rückſichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzuſprechen verharrte? Wir ſchrieben dieſe widerwärtigen Anſichten der Welt einer eigenſinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unſere Bemühungen an die heitern und frohſinnigen Glieder ſeiner Landesgenoſſen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueſte Weltgeſchichte belehrt, begreifen wir ſeinen Zuſtand und wiſſen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, ſeine Vaterſtadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrſchaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Beſitzenden, Geſitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das ſchmählichſte öffentlich bedrängt und bis in ihr innerſtes Familienbehagen verfolgt, geſtört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, ver-

nichtet oder vertrieben; und mit dieſer Claſſe, zu der er ſich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen deſſen räthſelhafteſte Worte zum klarſten Verſtändniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter dieſe Elegien gedichtet und geſchrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht ſtets im Auge behalten, daß ein großer Geiſt, ein entſchiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendſten Städte jener Zeit, zuſammt ſeinen Gleichgeſinnten von der Gegenpartey in den verworrenſten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Ueberſetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere was auch dem Verfaſſer wohl zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt: deßhalb ſich denn daraus alles was man in einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienſchriften
von
Carl Zell.

Der Verfaſſer will, wie er im Vorworte ſagt, ſeine Aufſätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort,“ ſagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenſtandes, ſo wie durch die Art der Darſtellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder erſetzen.“ Dieſe Anſicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben ſeine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen laſſen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöſchte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns ſeine Beleſenheit läſtig geweſen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun laſſen.

Die ſämmtlichen Aufſätze, von dem erſten, die Wirthshäuſer der Alten behandelnd, an, bis zum letz-

ten, der uns auf das Sittliche in der griechiſchen Volks-religion merken läßt, benutzten wir zu Vorleſungen in Geſellſchaft gebildeter Freunde, welche ſich unterhalten, zu hiſtoriſchen, antiquariſchen, äſthetiſchen und artiſtiſchen Geſprächen aufgeregt ſeyn wollen, und ſie kamen uns mehrfältig zu ſtatten. Wir rühmen, daß der Verfaſſer die behandelten Gegenſtände ſich dergeſtalt anzueignen gewußt und ſie ſo heiter vorzutragen verſteht, daß man ſich dabei befindet, als hätte man das ſchon ſelbſt gedacht. Als man nun daher bei'm lauten Vortrag weder an ſich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, ſo ward die Unterhaltung dergeſtalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufſätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewiſſe Lücke empfand, im Vorleſen weiter fortſchritt und zuletzt den Wunſch entſchieden ausſprach, der Verfaſſer möge es nicht an Fortſetzung einer ſo angenehmen Sammlung fehlen laſſen.

Geſchichtliche Entwickelung

der

Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von

Fr. von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen,

nach

van der Hagens Ueberſetzung.

Sieben Bände.

Prenslau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der „Tauſend und Eine Nacht“ findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tauſend und Ein Tag“ jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich.

Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorübergehen läßt.

Neueſte deutſche Poeſie.

1 8 2 7.

Theils unmittelbar von Verfaſſern und Verlegern, theils durch die Aufmerkſamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr faſſen läßt; aber die Anzahl iſt zu groß, als daß es mir möglich wäre, in's Einzelne zu gehen. Man ſieht manch ſchönes Naturell, das ſich von herkömmlichen Regeln befreit hat, ſich nach eigner Art und Weiſe zu beſchäftigen und auszudrücken bemüht iſt, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, ſich ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben und ſich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beſchränken. Auch hält es ſchwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, ſo bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachſtehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anſchaulich zu machen ſuche.

For=

(Zu Seite 417 gehörig.)

Würdigungs=Tabelle

poetiſcher Productionen

der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
2) Ernſt und elegiſch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Abſicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menſchlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt ſich nicht zuſammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abſtoßend.
5) Beſonnen.	Neuere Sitten.	Phantaſtiſches Leben im Widerſtreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeſchloſſen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerſtreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geiſtreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetoriſch=poetiſch.	Ermuthigend.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verſtändig.	Gewandt.	Nicht abgeſchloſſen.	Immer bei'm Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studirt.	Hiſtoriſch.	Verſtändig.	Ueberdacht.	Unwirkſam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empiriſch.	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielſeitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Auffordernd.
12) Weiblich.	Träumeriſch.	Bodenlos.	Weich.	Verſchwebend.	Täuſchend.
13) Facil.	Vielartig.	Nach Befund.	Friſch.	Geſchickt.	Eigenartig.
14) ——	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichteriſch, glücklich geſteigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthſel und Charaden beſtehen kann, ſo gönne man mir ſolche Logogryphen, hinter denen ſich wenigſtens einiger Logos verſteckt hält.

Forderte man nun, es ſollte nebenſtehende lakoniſch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewiſſenhaft durchgedacht, das Ausgeſprochene näher beſtimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden; verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus dieſem Geſichtspunkte behandelt zu ſehen: ſo läßt ſich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll-theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tauſenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte ſie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden ſeyn, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen. Die allgemeine Weltcultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeſchlagen.

Es gibt Bücher die ſehr leſenswürdig aber nicht lesbar ſind; umgekehrt mag der Fall auch ſeyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drey vorzuführen, und hierauf Wunſch und Vorſchlag zu gründen.

Bei dem Vielſchreiben, welches in Deutſchland ſich immer vermehren wird, iſt offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, ſein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut ſich irgendwo zu Hauſe und in der Fremde ein anziehender Gegenſtand hervor, gleich ſind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es ſey durch Nachahmen, Umarbeiten, Ueberſetzen und wie es ſich nur einigermaßen ſchicken will. Deßhalb iſt es beinahe luſtig zu ſehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen ſucht, wodurch denn der Fall entſteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die ſcheinbaren Talente dabei gewinnen

und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es iſt keine Frage, daß entſchieden gute Köpfe dadurch verführt, und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Dieſen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorſchlag, und empfehle ſie ihrer Aufmerkſamkeit. Sie ſind alle drey von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten ſich der geſchickteſten Behandlung dar. Freilich iſt hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, ſondern daß es gut werde: denn zu allen dreyen, wenn man ſie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieſes zuerſt genannten Werkes würde wohl am ſicherſten glücken; es iſt vaterländiſchen Urſprungs, und wir Deutſchen ſind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, ſ abſtehend und wunderlich ſie auch ſeyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu verſetzen. Auch iſt eine ſolche Behandlung ſchon angedeutet. Der Referent im literariſchen Converſationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt, und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieſes zweyte liegt weiter von uns ab. Es iſt eine Art von modern franzöſiſchem Cellini, ein kühnthätiger Menſch, der es auf eine Weiſe treibt, daß er ſich immer ſelbſt rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouſe im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener ſüdfränkiſchen Lebensweiſe vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derſelben. Wir werden von der erſten Erſchütterung bis zum entſchiedenen Vernichten des mäßigbehaglichen bürgerlichen Zuſtandes geführt, und da erſcheint uns der Hergang faſt gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariſer Gleichzeit. Denn dieſe macht einen großen welthiſtoriſch=tragiſchen Eindruck, deſſen Erhabenheit das beſondere Elend vor unſerm Blick verſchlingt. Dort aber iſt es die einzelne Beunruhigung, ſodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach ſich ſteigernd. Wir ſehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltſam anſteckenden Krankheit, ein leiſes Aufregen des unterſten wüſten Pöbels, das allmähliche Verbreiten mörderiſcher, mordbrenneriſcher Sitten, wodurch ein idylliſcher Zuſtand, inſofern er im 18ten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerſtört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus dieſem Stoffe zu bilden, müßte man von den erſten Theilen das Meiſte,

von den letzten das Wenigſte nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Reſultate ſummariſch-ſymboliſch auffaſſen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieſes dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichſte Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten ſich entſchlöſſe, ſodann aber eine freie Umſicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarſte Einſicht in jene überſeeiſchen Gegenſtände zu gewinnen ſuchen. Von der früheſten Coloniſation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erſt mit den Urbewohnern, dann unter ſich ſelbſt führten; von dem Vollbeſitze an des großen Reiches, das die Engländer ſich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, deſſen Reſultat und Folgen; dieſe Zuſtände ſämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Beſondern klar ſeyn. In welche Epoche jedoch er ſeine Handlung ſetzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Doctor Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem

Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bei allem was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige was er ſich vorſetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtande und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor ſich geſehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile ſtehen ihm zu Gebote, er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor die Löſung dieſer Aufgaben, inſofern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutſche Gedichte zugeſendet, mit dem Wunſch, ich möge ſie nicht allein beurtheilen, ſondern auch über den eigentlichen dichteriſchen Beruf des Verfaſſers meine Gedanken eröffnen. So ſehr ich aber dieſes Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich das Gehörige ſchriftlich zu erwidern, welches mündlich auszuſprechen ſchon ſchwierig genug ſeyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen dieſe Sendungen bis auf einen gewiſſen Grad überein, ſo daß ich mich entſchließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutſche Sprache iſt auf einen ſo hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben iſt, ſowohl in Proſa als in Rhythmen und Reimen, ſich dem Gegenſtande wie der Empfindung gemäß nach ſeinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder welcher durch Hören und Leſen ſich auf einen gewiſſen Grad gebildet hat, wo er ſich ſelbſt einigermaßen deutlich wird, ſich alſobald gedrängt fühlt, ſeine Gedanken und Urtheile, ſein Erkennen und Fühlen mit einer gewiſſen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber den Jün-
gern einzuſehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan iſt. Betrachtet man ſolche Erzeugniſſe genau, ſo wird alles was im Innern vorgeht, alles was ſich auf die Perſon ſelbſt bezieht, mehr oder weniger gelungen ſeyn, und manches auf einen ſo hohen Grad, daß es ſo tief als klar, ſo ſicher als anmuthig ausgeſprochen erſcheint. Alles Allgemeine, das höchſte Weſen wie das Vaterland, die gränzenloſe Natur, ſo wie ihre einzelnen unſchätzbaren Erſcheinungen, überraſchen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den ſittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müſſen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf demſelben Wege gehen, werden ſich zuſammen geſellen, und eine freudige Wanderung zuſammen antreten, ohne ſich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verſchwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnſucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Mißgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und ſo ſehen wir die heitere Geſellſchaft ſich vereinzelnen und ſich zerſtreuen in miſanthropiſche Eremiten. Wie

ſchwer

ſchwer iſt es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muſe das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten verſteht.

Wenn wir bei'm Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir ſind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müſſen, alle früheren Träume, Wünſche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt ſich die Muſe, und ſucht die Geſellſchaft des heiter Entſagenden, ſich leicht Wiederherſtellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Roſengarten die gehörige Zeit gönnt, ſeine eignen Leiden beſchwichtigt, und um ſich her recht emſig forſcht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn ſodann von den holden Göttinnen, die, wenn ſie ſich der befangenen Unſchuld erfreuen, auch der umſichtigen Klugheit gerne zur Seite ſtehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünſtigen, hier eines Vollendeten in ſeiner ganzen Entwickelung ſich freuen. Und ſo ſey mir erlaubt, dieſe Herzensergießung mit einem Reimworte zu ſchließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht:
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unſer Meiſter iſt derjenige, unter deſſen Anleitung wir uns in einer Kunſt fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, ſtufenweiſe die Grundſätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das erſehnte Ziel am ſicherſten erreichen.

In ſolchem Sinne war ich Meiſter von niemand. Wenn ich aber ausſprechen ſoll, was ich den Deutſchen überhaupt, beſonders den jungen Dichtern geworden bin, ſo darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn ſie ſind an mir gewahr worden, daß, wie der Menſch von innen heraus leben, der Künſtler von innen heraus wirken müſſe, indem er, gebärde er ſich wie er will, immer nur ſein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei friſch und froh zu Werke, ſo manifeſtirt er gewiß den Werth ſeines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich

in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſerma=ßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich Original zu ſeyn.

Glücklicherweiſe ſteht unſere Poeſie im Techniſchen ſo hoch, das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſchei=nungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder äußerer Maß=ſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber alles ankommt, ſey in Kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus was lebt und fort=wirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſeyn möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Miß=reden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt ge=nug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eigenen Le=bens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären iſt eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch ſelbſt geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe?

Ihr ſeyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das iſt gar nichts werth, und wenn ihr noch ſo viel Geſchick und Talent dabei aufopfert.

Man halte ſich an's fortſchreitende Leben und prüfe ſich bei Gelegenheiten; denn da beweiſ't ſich's im Augenblick, ob wir lebendig ſind, und bei ſpäterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Augsburg: Gedruckt in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Goethe's Werke unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien

Bd.: 45. Band

1833

Coburg, Landesbibliothek -- D II 6/45
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940319-9